

DIE WELTWOCHEN



Abriegeln!

Befestigte Grenzen sind ein Gebot der Menschlichkeit.

Von Urs Gehrig, Kurt Pelda, Alex Reichmuth, Peter Ruch u. a.

Betrogene Jugend

Die Pensionskassen stehen am Abgrund. Niemand handelt.

Von Beat Gygi

«Die Schweiz braucht das Völkerrecht»

Daniel Jositsch und Hans-Ueli Vogt im Streitgespräch. *Von Roger Köppel*



DIE TOYOTA MODELL-PALETTE AB SOFORT NOCH ATTRAKTIVER!

Super Prämien!
Exklusivste Sondermodelle!
0,5% Super-Leasing!



CHF 3'000.-
CASH-PRÄMIE

AYGO
DER CITYFLITZER
AB CHF 10'900.-



HYBRID

CHF 3'500.-
CASH-PRÄMIE

YARIS
DER KLEINSTE VOLLHYBRID DER WELT
YARIS AB CHF 13'000.-



HYBRID

CHF 4'000.-
CASH-PRÄMIE

AURIS
DER KOMPAKTE VOLLHYBRID
AURIS AB CHF 16'900.-



HYBRID

CHF 4'000.-
CASH-PRÄMIE

AURIS TOURING SPORTS
DER GERÄUMIGSTE HYBRID-KOMBI
AURIS TS AB CHF 18'300.-



HYBRID

CHF 2'600.-
CASH-PRÄMIE

PRIUS
DER VOLLHYBRID-PIONIER
AB CHF 32'600.-



HYBRID

CHF 2'600.-
CASH-PRÄMIE

PRIUS+ WAGON
VOLLHYBRID MIT 7 PLÄTZEN
AB CHF 36'300.-



CHF 2'800.-
CASH-PRÄMIE

GT86
FAHRSPASS IN REINKULTUR
AB CHF 33'700.-



CHF 4'000.-
CASH-PRÄMIE

AVENSIS
DER PERFEKTE KOMBI
AB CHF 24'900.-



SONDERMODELL
INKL. LEDER U.V.M.

swiss trend

CHF 6'000.-
KUNDENVORTEIL

VERSO
DER FAMILIEN-VAN
VERSO AB CHF 21'900.-



SONDERMODELL
INKL. LEDER U.V.M.

swiss trend

4x4

CHF 6'000.-
KUNDENVORTEIL

RAV4
DER 4x4-PIONIER
RAV4 AB CHF 27'900.-



4x4

CHF 7'000.-
CASH-PRÄMIE

SIENNA
DER 4x4-LUXUS-VAN
AB CHF 59'900.-



4x4

CHF 4'000.-
CASH-PRÄMIE

LAND CRUISER
DIE 4x4-LEGENDE
AB CHF 35'950.-

Alles ab sofort nur beim Schweizer Toyota Fachmann
Weitere Informationen unter: toyota.ch

* Empf. Netto-Verkaufspreis nach Abzug der Cash-Prämie, inkl. MwSt. **Aygo** x, 1,0 M/T, 3-Türer, 51 kW, CHF 13'900.- abzgl. Cash-Prämie von CHF 3'000.- = CHF 10'900.-, Ø Verbr. 4,1/100 km, Ø CO₂ 95 g/km, En.-Eff. B. Abgeb. Fahrzeug: **Aygo** x-cite, 1,0 M/T, 5-Türer, 51 kW, CHF 18'800.- abzgl. Cash-Prämie von CHF 3'000.- = CHF 15'800.-, Ø Verbr. 4,1/100 km, Ø CO₂ 95 g/km, En.-Eff. B. **Yaris** Terra 1,0 M/T, 51 kW, 3-Türer, CHF 16'500.- abzgl. Cash-Prämie von CHF 3'500.- = CHF 13'000.-, Ø Verbr. 4,3/100 km, Ø CO₂ 99 g/km, En.-Eff. D. Abgeb. Fahrzeug: **Yaris Hybrid** Sol Premium 1,5 VVT-i, 74 kW, 5-Türer, CHF 29'700.- abzgl. Cash-Prämie von CHF 3'500.- = CHF 26'200.-, Ø Verbr. 3,6/100 km, Ø CO₂ 82 g/km, En.-Eff. A. **Auris** Terra 1,33 M/T, 5-Türer, 73 kW, CHF 20'900.- abzgl. Cash-Prämie CHF 4'000.- = CHF 16'900.-, Ø Verbr. 5,5/100 km, Ø CO₂ 128 g/km, En.-Eff. C. Abgeb. Fahrzeug: **Auris Hybrid** Sol 1,8 VVT-i, 100 kW, 5-Türer, CHF 36'300.- abzgl. Cash-Prämie von CHF 4'000.- = CHF 32'300.-, Ø Verbr. 3,9/100 km, Ø CO₂ 91 g/km, En.-Eff. A. **Auris Touring Sports** Terra 1,33 M/T, 5-Türer, 73 kW, CHF 22'300.- abzgl. Cash-Prämie von CHF 4'000.- = CHF 18'300.-, Ø Verbr. 5,6/100 km, Ø CO₂ 130 g/km, En.-Eff. C. Abgeb. Fahrzeug: **Auris Touring Sports Hybrid** Sol 1,8 VVT-i, 100 kW, 5-Türer, CHF 37'700.- abzgl. Cash-Prämie von CHF 4'000.- = CHF 33'700.-, Ø Verbr. 4,0/100 km, Ø CO₂ 92 g/km, En.-Eff. A. **Prius** Hybrid Luna 1,8 HSD, 100 kW, 5-Türer, CHF 42'200.- abzgl. Cash-Prämie von CHF 2'600.- = CHF 39'600.-, Ø Verbr. 4,0/100 km, Ø CO₂ 96 g/km, En.-Eff. A. **Prius+ Wagon Hybrid** Luna 1,8 HSD, 100 kW, 5-Türer, CHF 38'900.- abzgl. Cash-Prämie von CHF 2'600.- = CHF 36'300.-, Ø Verbr. 4,1/100 km, Ø CO₂ 96 g/km, En.-Eff. A. Abgeb. Fahrzeug: **Prius+ Wagon Hybrid** Sol Premium 1,8 VVT-i, 100 kW, 5-Türer, CHF 47'900.- abzgl. Cash-Prämie von CHF 2'600.- = CHF 45'300.-, Ø Verbr. 4,4/100 km, Ø CO₂ 101 g/km, En.-Eff. A. **GT86** Race 2,0 M/T, 147 kW, CHF 36'500.- abzgl. Cash-Prämie von CHF 2'800.- = CHF 33'700.-, Ø Verbr. 7,8/100 km, Ø CO₂ 181 g/km, En.-Eff. G. Abgeb. Fahrzeug: **GT86** Sport 2,0 M/T, 147 kW, CHF 39'700.- abzgl. Cash-Prämie von CHF 2'800.- = CHF 36'900.-, Ø Verbr. 6,9/100 km, Ø CO₂ 153 g/km, En.-Eff. E. Abgeb. Fahrzeug: **Avensis Wagon** Terra 1,8 M/T, 108 kW, CHF 28'900.- abzgl. Cash-Prämie von CHF 4'000.- = CHF 24'900.-, Ø Verbr. 6,6/100 km, Ø CO₂ 154 g/km, En.-Eff. E. Abgeb. Fahrzeug: **Verso** swisstrend, 1,8 M/T, 108 kW, CHF 32'900.- abzgl. Cash-Prämie von CHF 4'000.- = CHF 28'900.-, Ø Verbr. 6,8/100 km, Ø CO₂ 158 g/km, En.-Eff. E. **RAV4** Luna 2,0 4x4, M/T, 111 kW, 5-Türer, CHF 31'900.- abzgl. Cash-Prämie von CHF 4'000.- = CHF 27'900.-, Ø Verbr. 7,3/100 km, Ø CO₂ 169 g/km, En.-Eff. F. Abgeb. Fahrzeug: **RAV4** swisstrend 2,0 4x4, M/T, 111 kW, CHF 39'900.- abzgl. Cash-Prämie von CHF 4'000.- = CHF 35'900.-, Ø Verbr. 7,3/100 km, Ø CO₂ 169 g/km, En.-Eff. F. **Sienna** 3,5 I V6 Dual VVT-i, 4x4, 198 kW, CHF 66'900.- abzgl. Cash-Prämie von CHF 7'000.- = CHF 59'900.-, Ø Verbr. 11,3/100 km, Ø CO₂ 260 g/km, En.-Eff. G. **Land Cruiser** Profi 3,0 D-4D 4x4, 140 kW, 3-Türer, M/T, CHF 39'950.- abzgl. Cash-Prämie von CHF 4'000.- = CHF 35'950.-, Ø Verbr. 8,1/100 km, Benzinäquiv. 9,1/100 km, En.-Eff. F. Ø CO₂-Emission aller in der Schweiz immat. Fahrzeugmodelle: 144 g/km. **Leasingkonditionen:** Eff. Jahreszins 0,5%, Leasingzins pro Monat inkl. MwSt., Vollkaskoversicherung obligatorisch, Sonderzahlung 15%, Laufzeit 24 Monate und 10'000 km/Jahr. Eine Leasingvergabe wird nicht gewährt, falls sie zur Überschuldung führt. Die Verkaufsaaktionen sind gültig für Vertragsabschlüsse ab 10. April 2015 bis 31. Mai 2015 oder bis auf Widerruf. Abbildungen zeigen aufpreispflichtige Optionen.

Intern

Die Schweizer Asylpolitik macht falsche Flüchtlinge zu echten. Selbst die Uno schreibt, dass von den 230 Millionen Menschen, die weltweit auf der Flucht sind, nur 16 bis 20 Millionen echte Flüchtlinge sind. Das sind weniger als zehn Prozent. Indem der Staat mit zu vielen echten Asylanten rechnet, befreit er sich vom Druck, die Asylgesetze richtig umzusetzen. Als Missstand kommt hinzu, dass auch die abgewiesenen Asylbewerber als «vorläufig Aufgenommene» faktisch nicht mehr ausgeschafft werden. Heute verzeichnet die Schweiz über 30 000 «vorläufig Aufgenommene». Mehr gab es noch nie. Wie die Schweiz und



Asylgesetze richtig umsetzen.

Europa mit dem Migrationsproblem umgehen sollen, zeigt unser Dossier. **Seiten 14–23**

Libyens Schleuser sind oft Konkurrenten, aber wenn es um ausländische Schnüffler geht, halten sie wie eine verschworene Gemeinschaft zusammen. Vor allem jetzt, wo EU-Staaten mit militärischen Strafaktionen gegen die Menschenhändler und Schlepperboote drohen. Trotzdem gelang es unserem Reporter Ayoub Almadani, einen der wichtigsten libyschen Schleuserkönige zu interviewen, ganz offiziell, aber unter der Zusicherung, keine Klarnamen oder Fotos zu veröffentlichen. Bei diesem und anderen Gesprächen wurde klar, dass die Anstrengungen, das Schleppergeschäft zu zerstören, etwa so erfolgreich sein werden wie jene zur Zerschlagung der Drogenkartelle. Denn so lange eine Nachfrage nach Bootsfahrten übers Mittelmeer besteht, werden Schlepper das ent-

sprechende Angebot zur Verfügung stellen – und zwar unabhängig davon, wie viele Leute dabei ertrinken. **Seite 19**

Am spannendsten findet Redaktor Markus Schär in der *NZZ am Sonntag* immer die Wetterseite, konkret: die Tabelle mit den historischen Extremwerten für den Vortag. Die Hitzerekorde fielen nur selten in den letzten Jahren, die doch angeblich die wärmsten seit Beginn der Aufzeichnungen waren. Sie verteilen sich vielmehr ohne erkennbares Muster über das ganze 20. Jahrhundert, ja sie bestehen teils sogar seit dem 19. Jahrhundert. Die Höchstwerte im März und im April kommen so zum grossen Teil aus dem warmen Frühling 1947. Die Erklärung findet sich tief in wissenschaftlichen Abhandlungen von Meteo Schweiz versteckt: Für ihre Klimastudien – aber offenbar nicht für die Rekordwerte – korrigierten die Meteorologen die Werte der letzten Jahrzehnte kräftig nach oben, wie ihre Kollegen weltweit. Die britische Global Warming Policy Foundation hat deshalb jetzt eine Arbeitsgruppe von renommierten Experten eingesetzt, die überprüfen soll, ob die Klimaforscher die Erwärmung, die sie beobachten, mit ihren Datenkorrekturen selbst erzeugt haben. **Seite 50**

Gerüchte über Polizisten, die gegen Sex Prostituierte protegieren, sind wohl so alt wie die Sittenpolizei. Wo Rauch ist, da ist auch Feuer, mag sich Peter Rüegger, Chefermittler bei der Zürcher Stadtpolizei, gesagt haben, als er das Monsterverfahren wegen Korruption gegen elf seiner Untergebenen lostrat. Die Frage ist bloss: Wer hat das Feuer gelegt? Alex Baur hat auf der Suche nach der Antwort ganze Stapel von Prozessakten durchforstet. **Seite 40**

Ihre Weltwoche



www.stellen-anzeiger.ch



STELLEN-ANZEIGER
Das Schweizer-Jobportal

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Florian Schwab, Mark van Huisseling

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Tom Kummer, Christoph Landolt, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgele, Franziska K. Müller, Daniele Muscionico, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*), Simon Keller, Martin Kappler (*Assistent*)
Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay
Korrektorat: Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits, Sandra Noser, Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Fabian Keller, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: ADEXTRA

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck, Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



Bank to go.

Nehmen Sie UBS einfach mit und erledigen Sie alle Geldgeschäfte unterwegs:
UBS e-banking.

Jetzt testen:
www.ubs.com/ebanking



Best Bank in Switzerland | **EUROMONEY** AWARDS FOR EXCELLENCE 2014

best of **web** master 2014

 **UBS**

Grenzen

Die EU krankt an ihren offenen Grenzen. Hat wenigstens die Schweiz die Kraft, die illegale Migration zu bekämpfen?

Von Roger Köppel

Die Diskussion über die illegale Massmigration aus Nordafrika läuft in die falsche Richtung. Politiker, Medien, Intellektuelle konzentrieren sich darauf, eine verbesserte Seerettung und mehr Hilfe auf dem Mittelmeer zu fordern. Es ist der falsche Ansatz. Wer so denkt, müsste konsequenterweise die Einrichtung eines geordneten Fährbetriebs oder die Installierung direkter Flugverbindungen in die EU anstreben. Nur so ist garantiert, dass niemand auf baufälligen Kähnen versinkt. Die Folge wäre eine ungebremste Millionenflucht in den Norden.

Der Debatte mangelt es an Wirklichkeitsgehalt. Schauen wir auf die Fakten.

Erstens: Die Leute, die in Nordafrika an Bord gehen, sind überwiegend keine Flüchtlinge nach Genfer Konvention. Sie sind nicht mehr direkt an Leib und Leben bedroht. Es sind Leute, meistens junge Männer, die Tausende von Kilometern hinter sich gebracht haben, um den letzten Sprung in den europäischen Wohlstand zu schaffen. Sie haben Tausende von Franken bezahlt, um im Norden ein besseres Auskommen zu finden. Viele sind im Auftrag ihrer Familien unterwegs, denen sie einen Teil ihrer künftigen Einkommen, oft Sozialrenten, zurückschicken werden.

Zweitens: Die Migranten kalkulieren genau. Sie wissen, dass die Überfahrt übers Mittelmeer für durchschnittlich rund 2 Prozent der Reisenden tödlich endet. Das ist tragisch und schlimm. Aber die illegalen Wirtschaftsmigranten nehmen dieses Risiko in Kauf, weil sie wissen, dass 98 Prozent der Flüchtenden den Transfer schaffen. Nicht die kriminellen Schlepper sind das primäre Problem. Die Tatsache, dass Europa seine Südgrenze nicht sichert, macht für die Wirtschaftsflüchtlinge die Schlepperzahlungen trotz gelegentlichen Todesfällen zu einer lohnenden Investition. Wer das europäische Festland erreicht hat, muss nicht mehr mit einer Rückführung rechnen. Nicht die Toten, die zahllosen Überlebenden sind der Masstab.

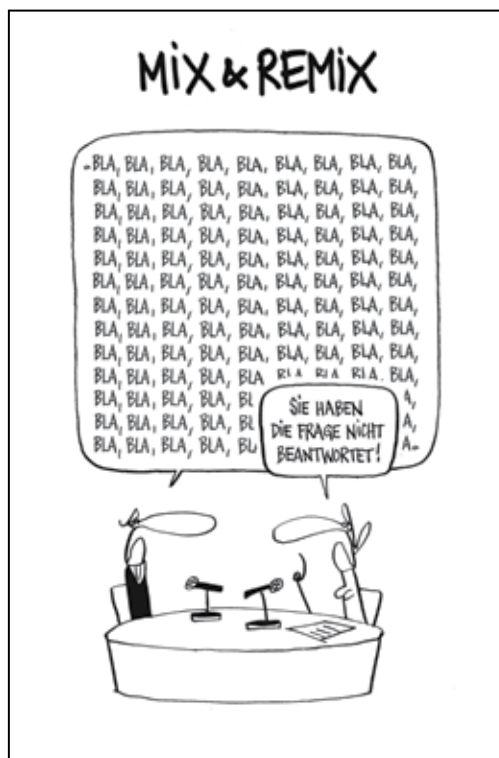
Drittens: Die EU ist im Begriff, blosse Symptombekämpfung zu betreiben. Der politische Angriff auf die Schlepper ist gleichbedeutend mit der verschärften Jagd auf die Mafia während des amerikanischen Alkoholverbots im letzten Jahrhundert. Es bringt nichts. Man trifft damit die verbrecherischen Profiteure



«Eldorado für Wirtschaftsflüchtlinge.»

einer falschen Politik, ohne die falsche Politik zu ändern. Die richtige Politik wäre: Die EU-Staaten nehmen ihre eigenen Asylgesetze ernst und schliessen die Grenzen für alle Illegalen. So führen sie den Wirtschaftsflüchtlingen vor Augen, dass es sich nicht lohnt, einem Schlepper Tausende von Franken zu bezahlen für eine aussichtslose Bootsfahrt. Ohne Angebot versiegt die Nachfrage.

Angesichts der ersten Reaktionen ist es allerdings unwahrscheinlich, dass die EU die Kraft aufbringt, ihre Grenzen abzuriegeln. Die Flüchtlingsströme werden nicht versiegen, sondern grösser werden. Die Zahl der Illegalen



hat somit nicht direkt mit der realen Not zu tun, sondern hauptsächlich mit den Anreizen und Angeboten, die durch die lasche EU-Asylpolitik geschaffen werden. Interessanterweise wird zum Beispiel die Flüchtlingsroute über Spanien weit weniger benutzt als der italienische Kanal, obschon Spanien näher bei Nordafrika liegt. Die Spanier schützen ihre Grenzen wirksamer, ausserdem entfaltet der nach dem Sturz Gaddafis verwahrloste Trümmerstaat Libyen eine Sogwirkung für illegale Flüchtlinge und Schlepper. Die EU wäre deshalb erst recht gefordert, gegen das libysche Vakuum ihre Südgrenze zu sichern.

Was bedeutet das für die Schweiz? Die Behörden beteuern zwar, dass sie alles im Griff hätten und die Zahl der Asylverfahren anteilmässig am gesamten europäischen Volumen der Gesuche noch nie geringer gewesen sei. Vielleicht. Das liegt aber sicher auch daran, dass die Schweiz derzeit sehr viele Asylgesuche einfach anerkennt und dadurch die Zahl der Verfahren senkt. Die aktuelle Bleibequote beträgt rund 60 Prozent aller eingereichten Gesuche. Das ist beunruhigend hoch. Zudem: Die meisten Asylberechtigten kommen aus Eritrea und aufgrund von gelockerten Bestimmungen wieder aus Sri Lanka. Die am schnellsten wachsende Gruppe sind die Kosovaren, obschon die Schweiz und Deutschland im Kosovo Truppen stationiert haben. Wie ist es möglich, dass ein solcher Staat echte Asylberechtigte nach Genfer Konvention hervorbringt?

Es hapert schon im Grundsätzlichen. Die Schweizer Asylämter gehen davon aus, dass rund 50 bis 60 Prozent der Migranten aus Nordafrika echte Flüchtlinge nach Genfer Konvention seien. Diese Zahl ist viel zu hoch. Sie dient wohl der Rechtfertigung der steigenden Anerkennungsquoten von gegenwärtig rund 25 Prozent. Bei den Eritreern liegt sie bei 52 Prozent, bei Personen aus Sri Lanka gar bei 71 Prozent. Die hohen Gutheissungsquoten führen zu immer mehr Asylgesuchen. Die Schweiz ist eine Art Selbstverursacher dieser illegalen Armutsmigration, die den Rechtstitel des Asyls missbraucht – unter behördlicher Mithilfe.

Wer widerrechtlich in ein Haus einbricht, wird bestraft. Wer widerrechtlich in einen Staat einbricht, kann mit Sozialleistungen und zuvorkommender Behandlung rechnen. Das muss aufhören. Die Misere an der europäischen Südgrenze zeigt: Je aussichtsreicher die Flucht und je attraktiver die Bedingungen im Zielstaat – desto mehr illegale Migranten machen sich auf den Weg. Die Schweiz sollte ihre Attraktivität als Eldorado für Wirtschaftsflüchtlinge dringend verringern. Der politische Wille, die Asylgesetze strikt umzusetzen, ist nur ansatzweise vorhanden. Hoffen wir, dass die jüngste Mittelmeertragödie den Leuten endlich die Augen öffnet.



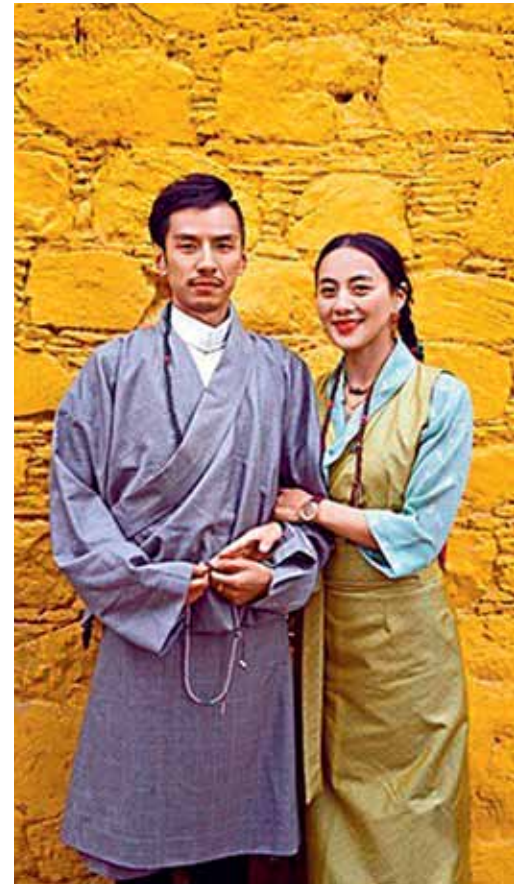
Gute Manieren: Viviane Néri. Seite 42



Kampf um die Altersvorsorge: Seite 32



«Sie liegen falsch»: Vogt, Jositsch. Seite 46



Instant-Prominenz: tibetisches Ehepaar. Seite 52

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar** Dampfkessel unter Hochdruck
- 9 **Im Auge** Margrethe Vestager, Drachentöterin in Brüssel
- 10 **Wissenschaft** Achtung, Glück
- 10 **Roger de Weck** Le roi s'amuse
- 11 **Gesundheit** Zu viel
- 11 **1. Mai** Karfreitag an Weihnachten
- 12 **Personenkontrolle** Aebischer, Vatter, Berset, Ambühl etc.
- 13 **Nachruf 1** Wladyslaw Bartoszewski (1922–2015)
- 13 **Nachruf 2** Guido von Castelberg (1927–2015)
- 14 **Abriegeln!**
Die Politik der offenen Tür tötet Zehntausende Menschen
- 16 **Tessin** CVP-Nationalrat Marco Romano will starke Grenzen
- 17 **Flüchtlinge** Asylpolitik beginnt im Ausland
- 18 **Asylbewerber** Für immer hier
- 19 **Schlepper** Das Geschäft der libyschen Menschenhändler
- 20 **Sicherheit** Mauern in aller Welt
- 22 **Prävention** Die Macht der Bilder
- 23 **Bibel** Migration aus theologischer Sicht
- 24 **Die Deutschen** Endlich befreit
- 24 **Wirtschaft** Wer bezahlt?
- 25 **Ausland** Janusköpfige Siegesfeiern
- 26 **Mörgeli** Glanz & Gloria, Grunder & Glättli
- 26 **Bodenmann** Opportunistisch und realistisch
- 27 **Medien** Luhmann reloaded

- 27 **Gesellschaft** Höhepunkt
- 28 **Leserbriefe/Darf man das?**

Hintergrund

- 30 **Wo kein Wille ist, ist auch kein Weg**
Die Personalkosten des Bundes laufen aus dem Ruder
- 32 **Betrogene Jugend**
Das Sparen in die Zweite Säule gleicht einem Schneeballsystem
- 36 **Patriot mit Pokermiene**
Nationalrat Lukas Reimann (SVP) will die Auns renovieren
- 38 **Interview** Ruag-Chef Urs Breitmeier über die Bedrohungslage
- 40 **Serie** Lauschangriff bei der Zürcher Sittenpolizei (Teil 4)
- 42 **Perfektion in allen Lebenslagen**
Viviane Néri leitet die letzte Finishing School
- 44 **Wir machen eine Erwärmung**
Der Anstieg der Temperaturen ist menschengemacht
- 46 **«Die Schweiz braucht das Völkerrecht»**
Streitgespräch zwischen Hans-Ueli Vogt und Daniel Jositsch
- 50 **Essay** Gefährdete Meinungsäusserungsfreiheit
- 52 **Soziale Medien** Zwischen Buddha und Clooney
- 54 **Diplomatie** Autor Jonathan Powell über Verhandlungstaktik
- 56 **What's left?**
Was ist vom linken Denken übriggeblieben?
- 58 **Rücksichtslose Frauenzimmer**
Shonda Rhimes, die einflussreichste TV-Autorin der USA



«Je schlimmer die Krankheit, desto mehr Lebensqualität»: Biologe Birbaumer. Seite 60

Interview

60 «Unwissenschaftliches Zeug»

Der Psychologe und Neurobiologe Niels Birbaumer kann mit vollständig gelähmten Menschen kommunizieren und lehrt Psychopathen das Fürchten

Stil & Kultur

64 Stil & Kultur «Babys unter Wasser»

66 Bestseller

66 Woyzeck macht Pipi

Katja Oskamp über die auffällige Häufung von nackten Schauspielern im Theater

67 Jazz Paolo Fresu, Daniele di Bonaventura

68 Top 10

68 Kino «X+Y»

69 Fernseh-Kritik Der Oliver-Effekt

70 Namen Teurer Prosecco, miese Stimmung

71 Hochzeit Sara, Vera und Marianna Giusti

71 Thiel Mondschein

72 Wein Riesling Loibenberg Wachau 2013

72 Zu Tisch Der schwedische Koch Magnus Nilsson

73 Auto VW E-Golf

74 MvH trifft Thomas Seelig, Kurator

Autoren in dieser Ausgabe

Rainer Hank



Der Journalist und Buchautor leitet die Wirtschafts- und Finanzredaktion der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung*. In seinem

Essay fragt er sich, wie in den 1968ern sein linkes Weltbild entstehen konnte – und wann es bei ihm die ersten Risse bekam. Seite 56

Christian Huber



Der frühere Zürcher Finanzdirektor und SVP-Regierungsrat war zwischen 1974 und 1999 Staatsanwalt, Oberstaatsanwalt, Oberrichter und

Präsident des Geschworenengerichts des Kantons Zürich. Er schreibt, warum die Meinungsäusserungsfreiheit auch heute noch einen schweren Stand hat. Seite 50

H. A. SIGG

Ausgewählte Arbeiten

8. Mai – 30. Mai

Vernissage
Donnerstag 7. Mai
17 – 20 Uhr
Der Künstler ist anwesend.

Andy Jllien
Fine Art
Rämistrasse 18
8001 Zürich

Mi. – Fr. 14 – 18 Uhr
Sa. 11 – 16 Uhr

Zur Ausstellung
erscheint ein Katalog.



Im «Churchill» ans Basel Tattoo

Das Basel Tattoo – das zweitgrösste Openair-Tattoo der Welt – feiert seinen 10. Geburtstag. Als Weltwoche-VIP reisen Sie am 18. Juli 2015 im legendären Roten Doppelpfeil «Churchill» zum Live-Spektakel der Extraklasse vor der historischen Kulisse der Kaserne Basel!

Für Gänsehaut sorgen pompöse Auftritte der besten Showbands der Welt. Rund tausend Mitwirkende aus offiziellen Repräsentationsorchestern von Königshäusern und Regierungen, den besten Marschmusikformationen, Showbands und Tanzgruppen aus allen Kontinenten sind die Stars in der grandiosen Basel Tattoo-Arena. Die musikalische Weltreise führt von Marsch über Klassik, Rock und Pop bis zu den schottischen Hochlandklängen der Massed Pipes and Drums. Grossartige Choreografien und eine brillante Lichtshow machen das einmalige Spektakel perfekt. Als Weltwoche-VIP erleben Sie das Tattoo im würdigen Rahmen:



Ihr Erlebnis beginnt mit der exklusiven Fahrt im Roten Doppelpfeil «Churchill» ab Zürich HB. An Bord geniessen Sie ein feines Drei-Gang-Menü.

Programm:

- ab 17.45 Uhr: Apéro im «Churchill» (Zürich HB)
- Abfahrt Zürich HB: ca. 18.15 Uhr
- Ankunft Basel Badischer Bahnhof: ca. 20 Uhr
- Individueller Transfer mit Tram Nr. 6 bis Haltestelle Claraplatz (Richtung Allschwil)
- Besuch des Basel Tattoo
- Individueller Transfer ab Haltestelle Claraplatz mit Tram Nr. 6 zum Badischen Bahnhof Basel
- Abfahrt Basel Badischer Bahnhof: ca. 00.30 Uhr
- Ankunft Zürich HB: ca. 01.45 Uhr

Platin-Club-Spezialangebot

Basel Tattoo-Churchill-Package am 18. Juli 2015

Leistungen:

- Fahrt im Roten Doppelpfeil «Churchill»
- Drei-Gang-Menü inkl. Apéro, Mineralwasser und Kaffee/Tee an Bord
- Ticket Basel Tattoo, 2. Kategorie
- Kostenlose Hin- und Rückfahrt mit Tram
- 1 Basel Tattoo Magazin (pro 2 Personen)
- Sitzkissen
- Reservierter Sitzplatz im Zug
- SBB Reiseleitung

Preise pro Person:

Erwachsene mit GA: Fr. 319.–
 Erwachsene mit Halbtax: Fr. 349.–
 Erwachsene ohne Abo: Fr. 379.–
 (exkl. Auftragsgebühr / Bearbeitungsgebühr Ticketcorner)

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Package am Bahnhof (Eventticketschalter), bei Ticketcorner, auf sbb.ch/baseltattoo-package oder über den Rail Service 0900 300 300 (CHF 1.19/Min.)

Veranstalter:

www.baseltattoo.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Dampfkessel unter Hochdruck

Von Peter Keller — Rund 80 000 Ausländer wanderten 2014 in die Schweiz ein. Die Behörden betreiben verbale Kosmetik. Dabei zeigt der Vergleich: Die Zuwanderung hat sich seit den 80er Jahren vervierfacht.



Und nochmals die Stadt St. Gallen.

Keine Ebbe in Sicht. Auch 2014 bleibt die Zuwanderung unvermindert hoch. Insgesamt liessen sich 152 106 Ausländerinnen und Ausländer neu in der Schweiz nieder. Abzüglich jener ausländischen Personen, die im gleichen Zeitraum das Land wieder verlassen haben, betrug die Wanderungsbilanz plus 78 902 Personen. Das macht nochmals die Stadt St. Gallen. Wie bereits die Jahre zuvor. Seit 2010 sind netto 388 327 Ausländer zusätzlich in die Schweiz gekommen. Der ganze Kanton Luzern. Das heisst zusätzliche Infrastrukturen, mehr Verkehr, wachsender Druck auf den Wohnungs- und Arbeitsmarkt und die Löhne.

Die Schlagzeilen wiederholen sich. Der Dampfkessel bleibt unter Hochdruck. Politisch läuft trotzdem nichts, selbst nach dem Ja zur Masseneinwanderungsinitiative hält der Bundesrat den Ball flach. Im Wahljahr mag von der Mitte bis zur Linken niemand die europapolitische Katze aus dem Sack lassen. Dabei zeigen die Entwicklung der Zuwanderung und der Vergleich mit anderen Staaten, dass der Unmut in der Bevölkerung durchaus einen realen Hintergrund hat.

Vor Einführung der Personenfreizügigkeit mit der EU orientierte sich die Zuwanderung an der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes. Die Konjunktur steuerte ökonomisch, die Politik mit Kontingenten. Als 1973 aufgrund

der Ölkrise die Weltwirtschaft einbrach, kippte auch der Wanderungssaldo ins Minus. Zwischen 1974 und 1978 wanderten 163 214 Ausländer mehr aus als ein, ehe 1979 wieder ein zartes Plus von 4766 Personen resultierte.

Ein Vergleich macht die massive Veränderung deutlich. Zwischen 1980 und 1989 betrug der Wanderungsüberschuss insgesamt 197 864 Personen. Die Jahre von 1990 bis 1999 weisen ein Plus von netto 299 971 aus – wobei die Zuwanderungszahlen je nach Jahr erstaunlich unterschiedlich ausfallen. In den Boomjahren 1990 bis 1994 kamen rund 50 000 Ausländer jährlich neu hinzu. Anschliessend bremste die Zuwanderung markant ab: von 21 600 (1995) auf 1724 (1997), worauf sich die Zahl wieder auf 24 898 (2000) zu erhöhen begann.

Fünffmal höhere Zuwanderung als die USA

Die Einführung der Personenfreizügigkeit (Mitte 2002) brachte die Zäsur – und letztlich eine teilweise Entkoppelung von den wirtschaftlichen Bedürfnissen. Rund die Hälfte der Ausländer, die jedes Jahr in die Schweiz kommen, landet nicht im Arbeitsmarkt, sondern kommt aufgrund des Familiennachzugs oder anderer Gründe. Zwischen 2000 und 2009 erhöhte sich der Wanderungssaldo auf total 547 971. Rechnet man die laufenden Zahlen hoch, wird die ausländische Zu- und Abwanderung in diesem Jahrzehnt einen Überschuss von 770 000 Personen erreichen.

Das Eidgenössische Justizdepartement setzt derweil auf verbale Kosmetik. In der Medienmitteilung zur Ausländerstatistik 2014 schrieb das Staatssekretariat für Migration einleitend: «Im Jahr 2014 sind netto 2,7 Prozent weniger Ausländerinnen und Ausländer in die Schweiz eingewandert als noch 2013.» Beruhigungs-Smarties. Die Nettozuwanderung verharrt auf hohem Niveau. Im Verhältnis zur Bevölkerung hat die Schweiz die höchste Einwanderungsquote aller OECD-Staaten: Sie ist dreimal höher als jene von Deutschland und sogar um den Faktor fünf höher als die Einwanderungsquote der USA (2012).

Eine Mehrheit der Bevölkerung will die Zuwanderung wieder steuern. Von Abschottung kann keine Rede sein. 1980–89 betrug der durchschnittliche Zuwanderungsüberschuss rund 20 000 Personen pro Jahr. 1990–99 stieg die Zahl auf plus 30 000. Mit der Personenfreizügigkeit auf 55 000 (2000–2009) und mittlerweile auf 78 000 (seit 2010) pro Jahr. Masslosigkeit war nie ein Rezept mit Zukunft.

Das dritte Gesicht



Margrethe Vestager, Drachentöterin in Brüssel.

Drei Frauen schwimmen zu einer. Die bekannteste ist Birgitte Nyborg, die dänische Politikerin, Ehefrau und Mutter aus der Serie «Borgen». Ihre taktischen Manöver, ihr Familien- und ihr Seelenleben fesseln sogar real existierende Politikerinnen wie Hillary Clinton an den Bildschirm. Sidse Babett Knudsen ist die Darstellerin dieser Birgitte Nyborg, privat das Gegenteil ihrer Rolle, abgeschottet wie eine Auster, kein Skandal nirgends und von Männern nicht mal ein Schatten. Und das dritte Frauengesicht aus Dänemark lernt die Welt jetzt kennen: Margrethe Vestager, seit einem halben Jahr EU-Wettbewerbskommissarin, früher Ministerin und Shootingstar der Sozialliberalen, stand Modell für die Karrieregeschichte der «Borgen»-Heldin.

Vielleicht ist diese Verbindung mit dem Glamour, der Dramatik und den Tränen der «besten TV-Serie über Politik aller Zeiten» (*Washington Post*) der Grund, dass Margrethe Vestager, 48, als das einzige charismatische EU-Regierungsmitglied wahrgenommen wird in der farblosen Brüsseler Korona aus abgeschobenen Schachfiguren. Als Mutter von drei Töchtern (der Ehemann ist Hochschulprofessor) strickt sie leidenschaftlich gerne, gelegentlich auch in Sitzungen, wenn sie die Langeweile befällt. Weibliche Tarnung einer Drachentöterin mit grünblauen Augen und Kurzhaarschnitt. Margrethe hat sich als «eiserne Lady» des freien Wettbewerbs rasch mit Apple, Amazon und Starbucks angelegt und jetzt innerhalb von sieben Tagen Google und Gazprom den Kampf angesagt. Dem russischen Staatsgiganten, der Europa einen Drittel des Erdgasbedarfs liefert, könnte wie Google eine Megabusse in der Höhe von zehn Prozent des Jahresumsatzes drohen – Europa treibt umgekehrt die Angst vor einem Gasboykott um, vor kalten Heizungen und Kochplatten. Putin hat es jetzt mit dieser Pullover *lismenden* Tochter eines lutherischen Pfarrerspaars zu tun, die den Teufel nicht fürchtet. Als sie sich nach ihrer Ernennung ins Blitzlichtgewitter der Kameras stellte, zückte sie ihr Handy und schoss mit lächelnden Selfies zurück. *Peter Hartmann*

Achtung, Glück

Von Philipp Gut — Die Schweizer sind das glücklichste Volk der Welt. Und jetzt?

Im neuen «World Happiness Report» der Amerikanischen Columbia-Universität steht die Schweiz auf dem ersten Platz, gefolgt von Island, Dänemark und Norwegen. Nach diesem Spitzenquartett folgen Kanada, Finnland, die Niederlande, Schweden, dann Neuseeland und Australien. Ganz am Ende der Rangliste finden sich schwarzafrikanische Staaten wie Ruanda, Benin, Burundi, Togo. Der Subsahara-Block wird lediglich durch die Bürgerkriegsländer Syrien und Afghanistan unterbrochen. Ansonsten ist das (national gefasste) Unglücklichsein eine afrikanische Domäne.

Die Forscher der Columbia-Universität haben verschiedene Faktoren ausgewertet. Drei Viertel der Unterschiede lassen sich auf wenige Schlüsselvariablen zurückführen. Am gewichtigsten sind das Pro-Kopf-Einkommen, soziale Unterstützung sowie Gesundheit und Lebenserwartung. Aber auch die Freiheit, sein Leben selbst zu bestimmen.

Lieber Staat, lass die Finger weg!

Die Studienautoren, darunter der bekannte Entwicklungsökonom Jeffrey Sachs – eine Art Weltapostel der Nachhaltigkeit, der auch für die Uno tätig ist –, leiten aus ihren Untersuchungen die Forderung ab, das Glückliche müsse zu einem Ziel des sozialen Fortschritts und der Politik werden. Der Nutzen von politischen Massnahmen müsse daran gemessen werden, welchen Einfluss sie auf das Glück der Bevölkerung haben. Natürlich darf sich die Schweiz freuen – bei aller methodischen Vorsicht gegenüber solchen Rankings –, dass sie zu den glücklichsten Ländern dieser Erde gehört. Wer wird schon etwas dagegen haben, glücklich zu sein? Dennoch schleicht sich ein Unbehagen ein, wenn man die Schlussfolgerungen der Wissenschaftler liest. Für sie ist das Glück der Völker und Nationen eine Funktion technokratisch-politischer Steuerung. Der Staat soll uns glücklich machen. Bürokraten, an die Arbeit! Es lebe die soziale Ingenieurskunst!

Nein, es ist nicht die Aufgabe des Staates, die Bürger zu beglücken. Er muss bloss den ordnenden Rahmen setzen, in dem sich der Einzelne möglichst frei entfalten kann. Wenn das Beispiel der Schweiz als Glücksnation Nummer eins etwas lehrt, dann ist es dies: dass jeder Bürger der Schmied seines eigenen Glücks ist. Auch das berühmte «pursuit of happiness» in der amerikanischen Verfassung meint ja keine Volksbeglückung von oben, sondern genau diesen individuellen Freiraum.

Le roi s'amuse

Von Florian Schwab — Die SRG schmettert Kritik am Lohn ihres Generaldirektors als «falsch» ab. Jetzt kommen zuvor nicht ausgewiesene 99 000 Franken zum Vorschein.

Der SRG-Generaldirektor möchte die Debatte um die neue Steuer, über die das Volk in sechs Wochen abstimmt, auf der Ebene eines betriebswirtschaftlichen Seminars führen. Dies wurde an einer Podiumsveranstaltung am letzten Donnerstag deutlich. Roger de Weck pochte zur Verteidigung des neuen Radio- und Fernsehgesetzes (RTVG) auf betriebswirtschaftliche Sachzwänge. Politische Argumente liess er nicht zu, wie etwa die von Kombattant Gerhard Pfister (CVP) vorgebrachte Bitte, doch erst den Begriff «Service public» inhaltlich zu füllen, bevor der Steuerzahler zur Kasse gebeten wird. Der CVP-Nationalrat sah sich von de Weck als Ideologe und Ignorant abgekanzelt.

Kurz darauf rüttelte die *Sonntagszeitung* an den betriebswirtschaftlichen Fundamenten der SRG und ihres aristokratisch auftretenden Generaldirektors. Sie schreibt, de Weck habe einen saftigen Gehaltssprung von 492 000 Franken im Jahr 2013 auf 560 000 Franken im Jahr 2014 vollbracht – 68 000 Franken oder vierzehn Prozent mehr.

Die Zahlen stammen aus den Geschäftsberichten der SRG. Doch die Angeschossene schiesst aus der Hüfte zurück: Der Artikel sei «irreführend», weil die beiden Jahrgänge nicht vergleichbar seien. «Die vermeintliche «Zunahme» im Jahr 2014 ist auf eine SRG-weite Änderung des Zahlungsmodus zurückzuführen.»



Zaubertricks: SRG-Chef de Weck.

Seit dem Jahr 2012 würden die leistungsabhängigen Lohnbestandteile stufenweise statt im Dezember erst im folgenden April ausgezahlt. «Die gesamte variable Lohnkomponente für 2013 wurde erst 2014 ausbezahlt.» De Wecks Lohn sei somit nur um 7000 Franken gestiegen.

«Zeitfensterpflege»

Die Erklärung überzeugt nicht. In ihrer Rechnungslegung müssen Unternehmen ein Geschäftsjahr als «wirtschaftliche Einheit» behandeln. Das heisst, der Aufwand für variable Lohnkomponenten wird in dem Geschäftsjahr verbucht, in dem die betriebswirtschaftliche Leistung für den Bonus-Entscheid massgeblich ist. Das gilt insbesondere, wenn, wie im Falle der SRG, die Bonuszahlung voraussehbar und höchst wahrscheinlich anfällt. Das tatsächliche Auszahlungsdatum spielt keine Rolle.

Die eigenwillige «System-Umstellung» stiftet somit vor allem Verwirrung. Vielleicht war dies ja gerade der Zweck: Für die Allgemeinheit sah es zwei Jahre lang so aus, als wäre de Wecks Lohn gesunken, weil zeitweise ein jährlicher Bonus in der Höhe von 99 000 Franken in zwei Etappen verschwand und erst durch die Aufregung um de Wecks Gehaltssprung wieder zum Vorschein kam. *Window dressing* oder zu Deutsch: (Zeit-)Fensterpflege nennt man solche buchhalterischen Zaubertricks in der Fachsprache.

Das ist nicht die einzige Leerstelle in der Vergütungspolitik der SRG: Auch über die Arbeitgeber-Anteile an die Pensionskasse schweigt sich der Jahresbericht aus. Dank dem Kaderlohnreporting des Bundes erfahren wir, dass diese bei de Weck stattliche 52 000 Franken betragen. Gesamthaft kostet der SRG-Generaldirektor die Gebührenzahler also mehr als 600 000 Franken pro Jahr. Ausgewiesen waren im Jahr 2013 nicht einmal 500 000. Eine Bank, die die Bezüge und Boni der Geschäftsleitung systematisch kleinrechnet, fände vor de Wecks kritischen SRG-Journalisten wohl kaum Gnade.

Doch nicht nur in betriebswirtschaftlicher Hinsicht gibt es aus Sicht der SRG Unerfreuliches zu vermelden. So hat das Bundesgericht die SRG am Freitag wegen unlauteren Wettbewerbs zu einer Zahlung an Tamedia verurteilt. Kurz darauf gab die Delegiertenversammlung der FDP mit grosser Mehrheit die Nein-Parole zum RTVG heraus. Selbst an der Basis von Medienministerin Doris Leuthards CVP hört man vernehmliches Murren. Erleben da gerade ein Sonnenkönig und sein Hofstaat ihre vorrevolutionäre Krise?

Zu viel

Von Markus Schär — Wie leben die Schweizerinnen und Schweizer richtig? Das Bundesamt für Gesundheit sagt es ihnen – derzeit mit einer Kampagne gegen den Genuss von Alkohol.

Sie brauche das, erklärte sie ihm, als sie um drei Uhr morgens im Flughafen von Dubai wieder einmal ausflüpfte, nach sechs Stunden im Flugzeug und einer Stunde am Zoll. Als nicht behandeltes lebenslanges ADHS-Kind könne sie das Signalgewitter in ihrem Hirn nur mit Nikotin und Alkohol beruhigen. Und deshalb zündete sie, endlich draussen, vor der Suche nach einem Taxi noch eine Zigarette an.

Er denkt an sie, als er zuhört, wie das Bundesamt für Gesundheit seine aktuelle Kampagne zur Alkoholprävention vorstellt. «Wie viel ist zu viel?», fragt es in den nächsten drei Jahren die Schweizerinnen und Schweizer: Für jährlich 650 000 Franken führt es seine Kampagne, auch mit Rauschbrillen-Minigolf oder Quiz-Spielchen («Wer verträgt Alkohol am schlechtesten? A: Omas, B: Verliebte Männer, C: Elefanten»). Und die Gesundheitsapostel des Bundes geben gleich die Antwort, wie viel angeblich zu viel ist. «Episodisch», also ab und zu, seien für Frauen vier Gläser, für Männer fünf Gläser risikoreich, «chronisch», also täglich, für Männer vier und für Frauen schon zwei Gläser. Er rechnet auf: Eine Stange zum Feierabend, zwei Gläser gespritzten Weissen zum Znacht, danach vor dem Fernseher meist noch ein Dosenbier – er ist ein Alkoholiker.

Er schaffte es, sie nicht

Sie trank, neben dem Qualmen, noch mehr, immerhin nicht tagsüber und für Aussenstehende nicht wahrnehmbar; ihr Arbeitseinsatz als Sozialunternehmerin rund um die Uhr litt nie unter dem Alkohol. Aber sie konnte nicht aufhören. Er versuchte sie mehrmals zu motivieren, gemeinsam ein paar Tage nichts oder wenigstens nur noch halb so viel zu trinken, um den einfachsten Alkoholismus-Test zu machen. Er schaffte es, sie nicht.

Er fragt beim Bundesamt für Gesundheit an, wie es solche Menschen – die Zielgruppe! – mit seiner Kampagne erreichen wolle. Es antwortet: «Gerade in solchen Situationen, wenn Menschen bereits Probleme haben, ihren Konsum zu reduzieren, braucht es professionelle Hilfe. Die Kampagnen-Website will die Menschen zum Hinschauen motivieren und informieren.» Er tat das eigentlich, aber die Rubrik «Rat und Hilfe» böte ihm zudem noch «eine breite Plattform an Adressen für Hilfsangebote in der ganzen Schweiz». Er fragt sich, was sie, mit Studium in Sozialarbeit, zu solchen Hilfsangeboten gesagt hätte: Sie lief einmal während des Es-



Gemeint ist der Geniessende.

sens zornig aus einem Restaurant, weil mit einem Stellkärtchen auf dem Tisch um Verzicht auf das Rauchen gebeten wurde.

Er liest aber weiter: «Die Kampagne richtet sich primär an den viel grösseren Kreis von Personen, die zu viel oder zu oft trinken, aber noch nicht abhängig sind. Und gerade darum ist es ein grosses Anliegen der Kampagne, die Menschen zu ermuntern, über ihren Konsum nachzudenken, bevor die Gesundheit Schaden nimmt beziehungsweise eine Abhängigkeit besteht.» Er merkt: Gemeint ist er, der Geniessende, nicht sie, die Gefährdete.

Sie wusste, dass sie gefährlich lebte

Sie starb mit fünfzig, zwei Monate nach der Szene in Dubai, drei Tage nachdem die ratlosen Ärzte endlich eine Diagnose gestellt hatten: kleinzelliger Lungenkrebs. Sie wusste, dass sie gefährlich lebte; aber sie erzählte auch gerne von ihrer Grossmutter, die rauchte wie ein Schlot und mit 87 ging. Er spielt für sie den Song von Vic Chesnutt: «I've flirted with you all my life, even kissed you once or twice», sang der Songwriter – der im Rollstuhl sass, seit er mit neunzehn betrunken einen Autounfall gebaut hatte – ein paar Monate bevor er sich an Weihnachten 2009 mit Medikamenten das Leben nahm. «And to this day I swear it was nice, but clearly I was not ready: Oh, Death.»

Stallfütterung

Was gibt es eigentlich diesen Freitag, am Tag der Arbeit, zu feiern?

Wir feiern den Tag der Arbeit, indem wir nicht arbeiten. Das ist ungefähr dasselbe wie ein Weinfest, bei dem nur Hahnenwasser ausgeschenkt wird, oder eine Karfreitagsprozession am ersten Weihnachtstag. Zu verdanken haben wir diesen eigentümlichen Feiertag den Sozialdemokraten und den Gewerkschaften. Wie auch in anderen Bereichen bestimmen die Sieger die Geschichtsschreibung. Und so lernt jedes Kind in der Schule, dass Dinge wie eine minimale Anzahl an Ferienwochen pro Jahr, eine maximale Wochenarbeitszeit in Stunden und zwanzig Prozent Sozialabgaben auf dem Lohn die Krone der Zivilisation seien – von Fabrikarbeitern im Schweisse ihres Angesichts den nimmersatten Kapitalisten abgetrotzt.

Das ist schon historisch falsch. Die Arbeitnehmerorganisationen im Mutterland der Arbeitsschutzgesetze (Deutschland) wehrten sich mit Händen und Füssen dagegen, als Reichskanzler Bismarck ihre organisch gewachsenen privaten Sozialvereine mit einem Federstrich durch obrigkeitstaatliche Versicherungen ersetzte. Von Anfang an handelte es sich bei dem Sammelsurium an arbeitsrechtlichen Schutzvorschriften um eine Invasion des Staates in die Vertragsfreiheit.

Mit der Folge, dass ein Arbeitnehmer heute nicht aus freien Stücken auf gesetzliche Feiertage wie den 1. Mai verzichten darf oder (welch ein Frevel!) gar auf die soundso vielen Ferienwochen, die der Staat für sein Wohlergehen eingeplant hat.

Arbeitsverträge sind damit kaum noch mehr als vorgestanzte behördliche Formulare und damit eine Beleidigung des Wortes «Vertrag» – zumal, wenn sie unter dem Regime eines branchenweiten Gesamtarbeitsvertrags stehen, der von Funktionären namens Arbeitgebervertreter und Arbeitnehmervertreter in ihrer übergeordneten Güte und weisen Voraussicht austariert wird. Planwirtschaftliches *one size fits all* für Fortgeschrittene.

Der mit Gesetzen durchstrukturierte Arbeitsmarkt dient natürlich nicht den Angestellten. Sie werden zu einer Art Dasein in der «komfortablen Stallfütterung» degradiert, wie der deutsche Ökonom Wilhelm Röpke schrieb. Von der Übung profitiert am Ende deren Erfinder, der Staat. Seine teure Umverteilungsmaschine dockt mit Steuern und Abgaben passgenau an dem nach seinen Vorstellungen gestalteten Arbeitsmarkt an. Was gibt es da zu feiern?

Florian Schwab

Personenkontrolle

Aebischer, Vatter, Berset,
Ambühl, Couchepin, Strozzi,
Tischhauser, Humbel, Killer,
Egger-Jenzer,
Leutenegger Oberholzer, Guhl,
Widmer-Schlumpf, Hess,
Toeltl, van Rooijen, Estermann,
Fehr, Huber, Hablützel,
Kappeler

«Ich bin ein Föderalist», beteuerte Nationalrat **Matthias Aebischer** (SP), als er in der Vorlesung des Berner Politologen **Adrian Vatter** das Schweizer Bildungssystem erklärte. Der Präsident der Kommission für Wissenschaft, Bildung und Kultur überzeugte mit seinem Bekenntnis nicht alle: Immerhin kämpft er als Sprachrohr von Bundesrat **Alain Berset** (SP) für eine nationale Kulturpolitik und eine nationale Lösung im Sprachenstreit, gerne auch die Verfassung strapazierend, die die Kompetenz für Aebischers Spezialgebiete den Kantonen zuweist. Der ehemalige Fernsehmoderator gestand denn auch, dass er bei der SRG den Föderalismus nur widerwillig hochhielt: «Natürlich nerve ich mich auch, wenn die Romands nicht denselben Fleiss an den Tag legen oder wenn die Tessiner am Morgen nicht aus dem Bett kommen.» (sär)

Die Stärken der Schweizer schwächen sie in internationalen Verhandlungen: Dies gab alt Staatssekretär **Michael Ambühl** den Besuchern des Europa-Forums in Luzern zu bedenken. Auf die Liste der verhängnisvollen helvetischen Tugenden setzte er die eidgenössische Neigung zu Konsenskultur und Konfliktvermeidung, die Bescheidenheit («Tue Gutes und sprich nicht darüber!») und die interne Zerstrittenheit. «Es genügt für unsere Verhandlungspartner, unsere Presse zu lesen», frotzelte der erfahrene Verhandler, um die Schweizer Positionen zu demolieren. «Die Finnen haben es besser – Finnisch kann in Brüssel niemand lesen.» Als Opfer der Schweizer Bescheidenheit stellte sich auch alt Bundesrat **Pascal Couchepin** dar: «Wenn ich mit dem Bundesratsflugzeug reiste, musste ich am nächsten Tag immer zum Physiotherapeuten gehen.» (sär)

Als Mitglied des eidgenössischen Parlaments bekommt man viele elektronische Briefe zugeschickt. In der Flut gehen manche Kleinodien beinahe unter. So auch ein Schreiben, das die Lungenliga bereits am 14. April an alle «Mitglieder und Mitgliederinnen des National- und Ständerates» geschickt hat. Mitgliederinnen? Jetzt wird schon das geschlechtsmässig unverdächtige Neutrum («das Mitglied!») in etwas Männliches und etwas Weibliches aufgespalten und dadurch sprachlich vergewal-



«Zuerst in der Wirtschaft»: Barbara Egger-Jenzer.

tigt. Adelt wenigstens der Zweck die Mittel? «Ist Ihnen bewusst, welcher Aufwand betrieben wird, damit Sie während den Sessionen gute Luft atmen können?», fragen die vier Unterzeichner im rasselnden Ton: **Elena Strozzi** von der Lungenliga, **Harry Tischhauser** von einem Schweizerischen Verein für Luft- und Wasserhygiene sowie die Nationalräte (sic!) **Ruth Humbel** (CVP) und **Hans Killer** (SVP). Das grammatikalisch mutige Quartett lädt zu einer Besichtigungstour der «Lunge» (oder war es: des Lungen?) im Parlament mit «Brown Bag Lunch» ein. (fsc)

«Ich war zuerst in der Wirtschaft und nachher in der Politik», behauptete die Berner Regierungspräsidentin **Barbara Egger-Jenzer** (SP) als Gast bei «Giacobbo/Müller», angesprochen auf die Empfehlung ihrer Genossin **Susanne Leutenegger Oberholzer**, junge Frauen sollten in die Wirtschaft statt in die Politik einsteigen. Dem Lebenslauf der Politikerin entnehmen wir dieses: Barbara Egger-Jenzer, 58, bildete sich zur Primarlehrerin und zur Anwältin aus; ihre politische Karriere verdankt sie gemäss Wikipedia ihrer Wahl zur bernischen Ombudsfrau für Alters- und Heimfragen im Jahr 1991. Seit ihrer Wahl in den Regierungsrat sitzt sie in den Verwaltungsräten der volkseigenen Unternehmen BKW und BLS. Von einem Mandat in der Wirtschaft vor ihrer Wahl ist nichts bekannt. (sär)

Hahnenkampf in der BDP! Oder eher: Bienenstechen in der BDP? Letzte Woche hat die Delegiertenversammlung des Schweizer Imkerverbands Apisuisse BDP-Nationalrat **Bernhard Guhl** nach dessen eigenem Bekunden zum «obersten Imker» gewählt. Die Wahl stellt das hierarchische Gefüge in der Kleinpartei auf den Kopf. Wir erinnern uns: In ihrer Plakatkampagne zu den Parlamentswahlen apostrophiert die BDP ihre Bundesrätin **Eveline Widmer-Schlumpf** als «Bienenkönigin». Als solche hätte sie sich, streng



«Natürlich nerve ich mich»: Matthias Aebischer.



«Die Finnen haben es besser»: Michael Ambühl.

genommen, dem «obersten Imker» des Landes unterzuordnen. (fsc)

Die flamboyante Berner PR-Agentur Furrer Hugi wagt die Quadratur des Kreises. Während sich Agenturpartner und BDP-Nationalrat **Lorenz Hess** für ein Nein zum neuen Radio- und Fernsehgesetz ins Zeug legt, betreuen seine Agenturkollegen ein sechsstelliges PR-Mandat derselben Firma, die von einem Ja zu dem Gesetz zuvorderst profitieren würde: der SRG. (fsc)

Die NZZ am Sonntag hat recht. In der letzten Ausgabe berichtete sie über verworrene Justizhändel, bei dem der Ostschweizer SVP-Politiker **Marcel Toeltl** den Journalisten **Laurens van Rooijen** angezeigt hat. Wegen übler Nachrede («Braunwurst», «Trottel»). Zuvor hatte van Rooijen Toeltl angezeigt. Wegen Verstosses gegen die Rassismusstrafnorm («gerade Flüchtlinge aus Eritrea und Syrien, welche nachweislich einen sehr tiefen Länder-IQ haben»). Auf Twitter griff van Rooijen die NZZ as frontal an: Die Behauptung, er habe Toeltl angezeigt, sei «unzutreffend. Wie gedenkt die Zeitung dies richtigzustellen?» Eine eher



«Bienenkönigin»: Bernhard Guhl.



Ja oder Nein? Lorenz Hess.



«Trottel»: Laurens van Rooijen.

dreiste Frage. Van Rooijen zeigte Toeltl tatsächlich an, wie die der *Weltwoche* vorliegenden Akten der Staatsanwaltschaft zeigen. Und zwar bereits am 27. Februar. (gut)

Ein Lektüretipp zum 1. Mai: der Dokumentenband «Schweizerische Arbeiterbewegung», der vor genau vierzig Jahren im neu gegründeten Limmat-Verlag herauskam, nachdem Suhrkamp und Huber die Herausgabe unter Druck aus bürgerlichen Kreisen verweigert hatten. Im 39-köpfigen Autorenkollektiv finden sich zahlreiche damals revolutionär gesinnte Historiker, die später in die Prominenz aufstiegen, wie **Josef Estermann** (Zürcher Stadtpräsident, SP), **Hans-Jürg Fehr** (Nationalrat und Parteipräsident, SP), **Paul Huber** (Luzerner Regierungsrat, SP) oder **Peter Hablützel** (Personalchef des Bundes, SP). Und unter den Dokumenten gibt es Trouvaillen zu entdecken, wie den Artikel eines Journalisten der *Zürcher AZ* von 1973, der das damals beschlossene Obligatorium der zweiten Säule als «Geschäft des Jahrhunderts» entlarvte, das zu einem «gigantischen bürokratischen Stab» von Beratern und Vermittlern führe. Der visionäre Jungjournalist hiess **Beat Kappeler**. (sär)

Nachruf



«Die Letzten von uns gehen heim»: Bartoszewski.

Wladyslaw Bartoszewski (1922–2015) — Wladyslaw Bartoszewski, ehemaliger Auschwitz-Häftling und Kämpfer im polnischen Widerstand, starb vergangenen Freitag mit 93 Jahren in einem Warschauer Krankenhaus an einem Herzinfarkt. Als zweifacher Außenminister Polens, Ehrenbürger Israels, Geschichtspräsident, Autor zahlreicher Bücher zum Zweiten Weltkrieg, Journalist und Träger von Ritterwürden bleibt Bartoszewski der Welt als Koloss öffentlichen Lebens in Erinnerung. Bartoszewski wurde 1922 im jüdischen Viertel Warschaws geboren. Dort wurde er als 18-Jähriger während einer Razzia der Nazis gegen polnische Intellektuelle im September 1940 verhaftet und nach Auschwitz deportiert. In Auschwitz, das zu der Zeit noch ein Konzentrationslager für politische Häftlinge war, erkrankte er schwer und wurde nach etwa sechs Monaten mit Hilfe des Roten Kreuzes entlassen. Nach seiner Entlassung schloss sich Bartoszewski dem im Untergrund operierenden Rat für die Unterstützung der Juden an, der Tausende Leben rettete. Mit Kriegsende und unter sowjetischer Besatzung trat Bartoszewski der antikommunistischen Polnischen Volkspartei bei; es folgten Verhaftungen und Publikationsverbote. Selbst katholisch, blieb er dem Judentum von Kindheit an tief verbunden und war bis zu seinem Tod Mastermind der polnischen Beziehungen zu Israel und Deutschland. Bartoszewski war hochgewachsen, energetisch, redete gerne. «Die Letzten von uns gehen heim, was bleibt, sind unsere Geschichten», schrieb er in seinem Buch «Mein Auschwitz» (2015). Bartoszewskis eigene Geschichte war die Verteidigung unbedingter Freiheit.

Sarah Pines



Liberal im konservativen Sinn: von Castelberg.

Guido von Castelberg (1927–2015) — Er trug zwei Dokortitel, für Wirtschaft und für Jurisprudenz, und er war ein erfolgreicher Anwalt. Guido von Castelberg interessierte sich für die Rechtswissenschaft und die Entwicklung des Rechts, und man darf wohl auch sagen, dass er die Rechtsfindung auch als (Denk-)Sport und Hobby pflegte. Als Mitglied und dann zehn Jahre lang als Präsident des Zürcher Kassationsgerichts hatte er sein ideales Betätigungsfeld gefunden. Für ihn war es gewissermassen eine Sache des Anstandes, dass der bevölkerungsreichste Kanton der Schweiz die Urteile seiner Gerichte selbst einer Prüfung unterzog. Sosehr ihm aber die Rechtsfindung ein Anliegen war, sosehr war er selbst leidenschaftlich und emotional engagiert in politischen Fragen, in der Diskussion um die Rolle der katholischen Kirche und über die gültige Art, klassische Musik wiederzugeben. Letzteres war ihm ein zentrales Anliegen als Präsident der Musikkommission Tonhalle-Gesellschaft, die damals für die Programmgestaltung zuständig war. Politisch dachte er liberal in einem konservativen Sinne, was ihn mehr und mehr seiner angestammten Partei, der CVP, entfremdete. Und von der Kirche verlangte er, dass sie sich nicht jedem Zeitgeist unterwerfen solle. Guido von Castelberg war gut verknüpft in einem Freundeskreis, der ihn als charmanten, humorvollen Unterhalter und liebenswürdigen Freund zu schätzen wusste. Mit seinem Tod ist Zürich um eine gescheite, witzige und unkonventionelle Persönlichkeit ärmer geworden.

Andreas Honegger



«Bis zu einer Million Migranten stehen bereit, Libyen Richtung Europa zu verlassen»: Rettungsaktion der italienischen Marine, 6. September 2014.

Mittelmeer

Festung Europa

Von Urs Gehrig — Die Politik der offenen Tür tötet Zehntausende Menschen, steigert die Sogwirkung für illegale Migranten und sprengt den sozialen Frieden in Europa. Einzig gesicherte Grenzen retten Leben.

Wer den Migrationsstrom nach Europa stoppen will, muss die Grenzen des Kontinents abriegeln. «Abriegeln» – ein kaltes, ungeheures Wort. Wir wählen es mit Bedacht. «Abriegeln» umschreibt ungeschminkt das Kernelement einer wegweisenden Migrationspolitik. Und es führt in seiner Härte schonungslos vor Augen, woran die Migrationspolitiker krankten: an Heuchelei. Täglich sterben Menschen bei der Überfahrt über das Mittelmeer. Doch nun, da 900 Menschen auf einmal ertrunken sind, gibt es Krisengipfel, wird mit Betroffenheit hauiert, werden wohlfeile Notaktionen verabshiedet.

Unter dem Druck der jüngsten Katastrophe hat die EU eine Verdreifachung des Budgets für die Seerettung von drei auf neun Millionen Euro pro Monat beschlossen. Rettungsschiffe sind eine dringliche Sofortmassnahme. Menschen in Seenot müssen aufgefischt, gepflegt

und wenn nötig verarztet werden. Aber die Rettungsschiffe der EU fahren auf falschem Kurs. Nicht nach Europa, sondern zurück an ihren Ursprungshafen sollen sie die Migranten bringen. Nur wenn keine Lücke mehr offen, wenn kein Durchkommen mehr ist, funktioniert die Abschreckung. Und nur durch Abschreckung versiegt der Migrationsstrom.

«Ohne Mauern keine Zivilisation»

Vor einem Vierteljahrhundert fiel die Berliner Mauer. So epochal war der Akt, dass die Europäer dachten, nun breche ein neues Zeitalter an. Doch auch heute leben Dutzende Millionen von Menschen weltweit hinter Beton und Stacheldraht. Hochgesicherte Grenzanlagen sollen Terroristen stoppen, Armutsmigranten abhalten oder Gebietsansprüche festigen (siehe Seite 20).

«Gute Zäune machen gute Nachbarn», jeder Mensch erfährt das bekannte Sprichwort als

täglich gelebte Realität. Ohne Grenzen gibt es kein Miteinander, ohne Differenz keine Erkenntnis: Wer wissen will, wer er ist, muss wissen, von wem er sich unterscheidet. Wer das Risiko sucht, muss wissen, wann er die Sicherheit verlässt. Und wer seine Grenzen nicht zu verteidigen weiss, droht überrannt zu werden. Der Einfall der Hunnen und durch sie angestossene Völkerbewegungen bescherten dem Römischen Reich den Untergang.

Kurz: Die Grenze respektive ihre befestigte Form, die Mauer, ist ein Kernelement unserer Existenz. «Ohne Mauer gäbe es keine menschliche Zivilisation», konstatiert Stararchitekt Jacques Herzog in der jüngsten Ausgabe des *Magazins*, «nur das Paradies kennt keine Mauer.»

Für Hunderte Millionen in aller Welt ist Europa das Paradies. Und wie um den biblischen Garten Eden gibt es auch um Europa

herum keine unüberwindbare Mauer, die sie am Eintritt hindert. Der Weg ist beschwerlich, für Tausende endet er tödlich, aber er ist passierbar: 97 Prozent schaffen die Überfahrt über die «Todeszone» Mittelmeer.

Aus emotionaler Perspektive betrachtet, ist jede andere Migrationspolitik ausser derjenigen der offenen Tür bösartig. Das Gegenteil ist der Fall. Migration über das Mittelmeer tötet Leben. Rettung von Schiffbrüchigen und deren Aufnahme in Europa zieht neue nach sich. Aus humanitärer Sicht ist die Politik der verschlossenen Tür die einzig ehrliche.

1 — Wir helfen den Falschen

Was sich im Mittelmeer abspielt, ist die letzte Etappe einer Völkerwanderung riesigen Ausmasses. Allein im vergangenen Jahr sind gemäss EU-Angaben 280 000 Menschen «auf illegalem Wege» nach Europa gelangt, dreimal mehr als im Jahr zuvor. Dieses Jahr rechnet Frontex-Chef Fabrice Leggeri mit einer neuen Rekordzahl. «Zwischen 500 000 und einer Million Migrant*innen stehen bereit, Libyen Richtung Europa zu verlassen.»

Erfahrungsgemäss nimmt die Mehrheit von ihnen aus wirtschaftlichen Motiven Kurs auf Europa. In der Schweiz gelten laut Bund ein Viertel der Asylbewerber als echte Flüchtlinge. In Wahrheit dürften deutlich weniger echte Flüchtlingsgründe haben (Seite 18). Durch die Aufnahme der Wirtschaftsmigrant*innen in Europa helfen wir den falschen. Die lange Reise von Afrika südlich der Sahara bis in die Schweiz kostet bis zu 15 000 Dollar. Für die Familie eines Migrant*innen ist das eine gigantische Summe. Ein Durchschnittsbürger Afrikas hat keine Chance, dieses Geld aufzubringen.

Es sind die Eliten und die Gutvernetzten, die überhaupt eine Reise antreten können. Viele von ihnen sind jung, männlich und sprechen Englisch. Obwohl sie einer kleinen Minderheit von Privilegierten angehören, ist ihre Zahl verhältnismässig hoch; Millionen können sich eine Reise nach Europa organisieren. Sie und ihr Geld fehlen beim Aufbau der eigenen Heimat.

2 — Immigration senkt Armut nicht

«Massenimmigration kann helfen, die Armut in der Welt zu lindern», lautet eine populäre These von Migrationsbefürwortern. Gemäss Weltbank gilt als arm, wer mit weniger als zwei Dollar pro Tag leben muss. In Subsahara-Afrika allein fallen 556 Millionen Menschen in diese Armutskategorie. Weltweit sind es 2,5 Milliarden.

Angenommen, die Million Migrant*innen im Warteraum Libyen schaffen es nach Europa – ihre Aufnahme in Europa würde die Kluft zwischen Arm und Reich in der Welt nicht im Geringsten verkleinern. Selbst wenn Europa zehn Millionen aufnähme, würde dies nichts zur Verbesserung beitragen, denn jedes Jahr werden achtzig Millionen neu in Armut geboren.

Der einzige Weg, die Armut zu lindern, ist Hilfe vor Ort. Die Schweiz leistet sie.

Unser Land investiert über drei Milliarden Franken jährlich in die Entwicklungshilfe, bloss eine gute Milliarde weniger als für die Landesverteidigung. Damit befinden wir uns in der Spitzengruppe der OECD-Staaten.

3 — Einwanderung schafft Erwartung

Jeder Migrant, der in Europa sesshaft wird, steigert die Sogwirkung. In seinem Bestseller «Exodus. Warum wir Einwanderung neu regeln müssen» bezeichnet der linksliberale Oxford-Ökonom Paul Collier die Einwandererdiaspora in Europa als den grössten Treiber der Migration. «Migration schafft Auslandsgemeinden, und Auslandsgemeinden schaffen Migration.» Auslandsgemeinden bieten eine Anlaufstelle und ein Netzwerk, sie empfangen die Migrant*innen, senken die Migrationskosten und erhöhen den Anreiz unter den Zurückgebliebenen, auch nach Europa zu kommen.

4 — Gefahr für den sozialen Frieden

Setzt sich der Migrationsansturm, wie wir ihn heute erleben, fort, tragen die europäischen Gesellschaften massiven Schaden davon. Ein Kernfaktor einer akzeptablen Einwanderung ist die ökonomische und soziale Integration. Kommen zu viele aufs Mal, entstehen zwischenmenschliche Spannungen. Schlägt die Integration fehl, zerstört sie den sozialen Frieden, eines der wichtigsten Güter unserer Gesellschaft.

Deshalb seien, so Paul Collier, «Migrationsbeschränkungen keine peinlichen Auswüchse von Nationalismus und Rassismus, sondern in allen wohlhabenden Gesellschaften immer wichtiger werdende Werkzeuge der Sozialpolitik». Anders ausgedrückt: Greifen wir nicht regulativ ein, wird der Migrationsstrom zunehmen. Eingreifen heisst, die Einwanderung drosseln, heisst, die Grenzen dichtmachen und sichern.

Seeblockade

Mit der aktuellen europäischen Migrationspolitik wird der Sog noch einmal zunehmen. Wer in Seenot gerät, wird nicht nur gerettet, er erhält eine Fahrt ins sichere Paradies Europa, wo er mit Rechten überschüttet wird. Diese fehlgeleitete Politik belohnt jene Menschen, die den Weg der Illegalität wählen, Schlepperbanden ein Vermögen abtreten und in Europa den sozialen Frieden aufs Spiel setzen, während die Unterprivilegierten Massen in der Heimat in verschärfter Armut darben und jede Hoffnung aufgeben, legal um Einreise zu ersuchen.

Einzig eine Seesperre quer durchs Mittelmeer kann diesem inhumanen Menschen-Monopoly den Riegel schieben. In der Geschichte fehlt es nicht an Beispielen für maritime Blockaden: Von den Perserkriegen in der Antike über Napoleons Kontinentalsperre, von der britischen Seeblockade gegen das Deut-

schen Reich in der Nordsee während des Ersten Weltkriegs bis hin zur Seeblockade der Saudis vor dem Jemen in diesen Tagen. Für die Anti-Schleppersperre bedarf es der Patrouillenboote und Kriegsschiffe. Sie aufzubieten, wird vereinten Kräften der Europäer und der Nato möglich sein, sofern sie den Willen dazu aufbringen.

Das Abfangen von Schiffen ist der operationelle Teil des Unterfangens. Wichtiger ist die psychologische Wirkung. Eine Seeblockade ist eine Botschaft an alle, die eine Odyssee nach Europa erwägen: «Es gibt kein Durchkommen, macht euch gar nicht erst auf den Weg.» Dieses Ziel wird nur erreicht, wenn die Blockadepolitik konsequent durchgeführt wird. Und konsequent heisst, dass sämtliche Migrant*innen zurück an den Ort geführt werden, wo sie sich eingeschifft haben und von dort zurück in ihre Herkunftsländer.

Das schliesst Asyl für Menschen, die an Leib und Leben bedroht sind, nicht aus. Ihnen soll gemäss humanitärer Tradition geholfen werden. Aber es hält sie davon ab, Asyl auf illegalem Weg via korrupte Schlepperbanden einzufordern.

Zur Rückführung illegaler Migrant*innen bestehen verschiedene Modelle, von Rücknahme- und Migrationsabkommen über Migrationspartnerschaften bis hin zu Auffanglagern unter der Ägide der Uno, die teils angedacht, teils in Kraft sind, aber den Anforderungen nicht standhalten (siehe 17).

Das radikalste und erfolgreichste Modell betreiben die Australier. Westliche Medien berichten darüber mit grossem Ressentiment. Die «No Way»-Strategie wird als «menschenverachtende» Politik einer rechten Regierung unter Tony Abbott beschrieben. In Wirklichkeit hat Abbotts linke Vorgängerregierung die Weichen für die Rückführungspolitik gestellt. «Von nun an hat jeder Asylbewerber, der via Boot in Australien ankommt, jede Chance auf Asyl verwirkt», sagte der sozialdemokratische Labour-Premier Kevin Rudd im Juli 2013 bei der Unterzeichnung des «Regional Resettlement Arrangements» (RRA). Gemäss dem Abkommen werden Schiffsmigrant*innen nach Papua-Neuguinea gebracht, wo ihr Asylstatus geprüft wird. Wer als Flüchtling anerkannt wird, kann auf Papua-Neuguinea bleiben. Wer kein Asyl erhält, wird in sein Herkunftsland zurückgeschickt oder in ein sicheres Drittland ausserhalb Australiens.

Man kann Australiens Modell als «kalt-herzig» ablehnen, die Festung Europa als utopisch verwerfen und sich aus der Verantwortung stehlen, wie es das Gros von Europas Politikern tut. Aber die Realität wird keiner weglügen können. «Wenn es so weitergeht, wird Europa diesen Sommer einen Herzinfarkt kriegen», sagt ein Schlepperchef zur *Weltwoche* (siehe Seite 19). Und in ein paar Jahrzehnten wird Europa ohne rigoros gesicherte Grenzen bis auf die Grundfesten ein anderes sein.

«Dann haben wir die totale Krise»

Von Markus Schär — Politiker aus allen Grenzregionen fordern, die Schweiz müsse das Grenzwachtkorps stärken, allen voran der Tessiner CVP-Nationalrat Marco Romano. Der Bundesrat bewegt sich kaum.



«Wir brauchen das Personal in Mendrisio, nicht in Bern»: Marco Romano.

«Schauen Sie, wie viele Menschen am Mailänder Bahnhof schlafen», sagt Marco Romano. «Wenn sich alle miteinander in Richtung Schweiz bewegen, dann haben wir die totale Krise.» Der Tessiner CVP-Nationalrat ist «auf der Grenze aufgewachsen», sechs Kilometer von Italien entfernt in Mendrisio. «Die meisten Schweizer meinen, das Tessin höre in Lugano auf», weiss er, «das Mendrisiotto geht vergessen.» In seiner Heimatregion aber zeigen sich die Probleme mit der illegalen Migration so stark wie sonst nirgends nördlich von Lampedusa.

«Sehen Sie sich diese Züge an»

«Die Grenzwächter geben unserer Bevölkerung echt ein Gefühl der Sicherheit», betont Marco Romano. Nur: Sie werden immer weniger. Das Korps an der Grenze schrumpft seit dem Beitritt der Schweiz zum Schengen-Raum. Und es altert auch; Grenzwächter über 55 lassen sich aber nicht mehr für Nachtpatrouillen oder auch für Kontrollen am Bahnhof Chiasso einsetzen, wo es häufig zu Gewalt kommt. «Sehen Sie sich diese Züge an», sagt der Nationalrat. «Es ist unglaublich, wie viele Festnahmen es gibt, sicher fünf bis zehn pro Zug. Viele stellen gleich ein Asylgesuch, andere stehen fünf Minuten nach der Abschiebung wieder da.»

Im März 2012 reichte Marco Romano denn auch eine Motion ein. Ihr wichtigstes Anliegen: «Der Bundesrat soll überprüfen, ob die Anzahl bewilligter Stellen beim Grenzwachtkorps mindestens der Anzahl Stellen entspricht, die vor Inkrafttreten der Schengen/Dublin-Abkommen bestand. Denn zu den vom Bundesrat vorgesehenen flankierenden Massnahmen zum Schutz des Tessins gehörte unter anderem eine Erhöhung des regulären Stellenbestands des Grenzwachtkorps.»

Der Nationalrat nahm die Motion mit 170 zu 14 Stimmen an, der Ständerat mit 36 zu 4. «Der Mangel an Grenzwächtern, über den wir seit Jahren sprechen, schreit nach einer Lösung», rüttelte im Ständerat die Waadtländerin Géraldine Savary (SP) ihre Kollegen auf. Und der parteilose Schaffhauser Thomas Minder forderte angesichts der manchenorts explodierenden Kriminalität: «In diesem Bereich müssen wir etwas unternehmen. Die Sicherheit ist die Kernaufgabe unseres Staates schlechthin.»

Seit er seinen folgenlosen Erfolg feierte, hat Marco Romano zum Thema Grenzwachtkorps eine Interpellation, zwei Postulate und fünf Fragen für die Fragestunde eingereicht. Denn im Departement von Finanz- und Zollministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) geschieht wenig. Dies, obwohl Politiker aus allen

Grenzregionen warnen, es brauche mehr Schutz, so im Nationalrat die Baselbieterin Daniela Schneeberger (FDP) und der Rheintaler Walter Müller (FDP), im Ständerat die Baslerin Anita Fetz (SP), aber auch der Kanton Basel-Landschaft mit einer Standesinitiative, die er Anfang Jahr einreichte.

Zwar liess das Finanzdepartement in den letzten beiden Jahren je 24 Grenzwächter ausbilden – aber sie kommen kaum dort zum Einsatz, wo es sie für mehr Sicherheit brauchte. So schuf das Korps für letztes Jahr zwölf Stellen

«Immer mehr Leute werden für die Arbeit am Schreibtisch ausgebildet statt für jene auf dem Terrain.»

auf Vorrat, nämlich für Spezialisten, die wegen der geplanten Verteuerung der Vignetten von 40 auf 100 Franken nach Fälschungen fahnden sollten. Nur: Das Volk lehnte im November 2013 die Erhöhung ab, die schon ausgebildeten Spezialisten blieben ohne Aufgabe. «Das ist typisch», sagt Marco Romano. «Immer mehr Leute werden für die Arbeit am Schreibtisch ausgebildet statt für jene auf dem Terrain. Dabei brauchen wir das Personal in Mendrisio, nicht in Bern.»

Mehr Personal, mehr Einnahmen

Gerade die fraktionsübergreifende Einigkeit führt dazu, dass wenig geschieht. Denn sie erlaubt politische Spielchen, wie sie Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf meisterhaft beherrscht. Wann immer das Parlament in den letzten Jahren auch nur einen Stopp der Stellenexplosion beim Bund forderte, wandte die Finanzministerin ein, dann müsse sie leider, leider auch auf die geforderte Aufstockung beim Grenzwachtkorps verzichten – dabei gäbe es in den Bundesämtern für Energie oder Kultur, für Umwelt, Gesundheit oder Raumplanung Dutzende von Stellen, die sich streichen liessen, ohne dass die Steuerzahler das Fehlen von Leistungen spüren würden. Das räumt auch Marco Romano ein, selbst wenn er die SVP für ihre «Inkonsequenz» tadelt: «Sie kann nicht gleichzeitig mehr Sicherheit und weniger Personalkosten fordern.» Er weist darauf hin, dass zusätzliche Stellen am Zoll der Bundeskasse mehr einbringen würden, als man ausgeben müsste: «Je mehr Personal wir einsetzen, desto mehr Einnahmen erzielen wir – das geht in die Millionen.»

Die Kollegen abseits der Grenze sähen die Probleme nicht, meint der Mann aus Mendrisio. Deshalb freut er sich, dass er der Sicherheitspolitischen Kommission bei der nächsten Sitzung die Lage in Chiasso zeigen kann. Noch nehmen die Grenzwächter ihre Aufgabe sehr ernst, weiss er. «Sie könnten aber auch die Augen schliessen und die Züge einfach nach Basel durchwinken.»

Asylpolitik beginnt im Ausland

Von Pierre Heumann — Auffanglager, Abschreckungsvideos, Rücknahmeabkommen: Wie das Migrationsproblem entschärft werden kann – und was die Schweiz unternimmt.

Die stets steigende Zahl von Migranten stellt den Westen vor gewaltige Herausforderungen. Wie kann er das Problem bewältigen, wie lassen sich echte Flüchtlinge von falschen unterscheiden, und was kann Europa gegen Tragödien unternehmen, wie sie sich wiederholt auf dem Mittelmeer ereignet haben?

1—Rückführung Am besten wäre es, man könnte abgewiesene Migranten zur freiwilligen Rückkehr in ihre Heimat bewegen. Mit rund vier Dutzend Staaten hat die Schweiz deshalb Abkommen geschlossen, die eine Rücknahme von Bürgern der jeweiligen Staaten zum Ziel haben. Damit, so das Ziel der Vereinbarungen, soll die Rückführung abgelehnter Asylbewerber in ihre Heimat beschleunigt werden. Zum Teil sehen diese Abkommen auch vor, dass Bürger von Drittstaaten aufgenommen werden.

Derartige Abkommen hat Bern unter anderem mit Ländern wie Afghanistan, Algerien und Vietnam unterschrieben. Mit Benin und Tunesien besteht seit einem Jahr zudem ein Migrationsabkommen, das Rückkehrern ein Startkapital für den Aufbau eines eigenen Geschäfts in der alten Heimat in Aussicht stellt. Mit Nigeria und Tunesien wurde eine sogenannte Migrationspartnerschaft vereinbart. Neben der Förderung der freiwilligen Rückkehr ermöglicht diese auch Informationskampagnen, die vor den Konsequenzen illegaler Auswanderung warnen und abschreckend wirken sollen.

Abkommen sind eine Sache – deren Umsetzung ist eine andere. Weil die entsprechenden Länder nur wenig Interesse zeigen, ihre Leute zurückzuhaben, seien die Programme nicht sehr erfolgreich, sagt SVP-Nationalrat Hans Fehr. Deshalb hat er vor vier Jahren den Bundesrat mit einer Motion aufgefordert, Verträge mit afrikanischen Drittstaaten auszuhandeln. Diese sollten es ermöglichen, Asylbewerber, deren Gesuche abgelehnt wurden und die nicht in ihre Heimat zurückgeführt werden können, in ein anderes Land ihrer Herkunftsregion auszuweisen.

In seiner Antwort warnte der Bundesrat vor übertriebenen Erwartungen. Er sei zwar bestrebt, weitere Migrationsabkommen abzuschliessen. Doch aufgrund der geringen Bereitschaft mancher Herkunftsstaaten sei das oft schwierig. Das Anliegen, abgewiesene Asylsuchende in Länder ihrer Herkunftsregion zurückzuweisen, lasse sich in der Praxis «nur in Ausnahmefällen realisieren».



Abschreckung: Video-Kampagne des Bundes.

CVP-Nationalrat Marco Romano hat deshalb vor einem Jahr Rückübernahmeabkommen mit Ländern vorgeschlagen, welche bereit wären, alle geflüchteten Staatsangehörigen ihrer Region aufzunehmen. Als Gegenleistung wäre die Entwicklungshilfe für die betreffenden Staaten aufzustocken. Der Bundesrat fand das keine gute Idee. «Dies könnte einige Länder zum Menschenhandel verleiten, um in den Genuss des Geldsegens zu kommen», befürchtete er. Auch sei ihm kein anderes europäisches Land bekannt, das ein derartiges Abkommen ausgehandelt habe.

2—Das australische Modell Inzwischen wendet Australien ebendiese Strategie an, um Migranten von der Fahrt nach Australien abzuschrecken. Die Boote werden vor der australischen Küste abgefangen und samt Insassen in die Ursprungsländer zurückgeschickt, respektive eskortiert. Wer in Australien ohne reguläres Visum erwischt wird, wird in Auffanglager armer Länder verfrachtet, die im Inselstaat Nauru und auf der Insel Manus in Papua-Neuguinea angesiedelt sind. Dass die Situation dort erbärmlich ist, erhöhe nur den Abschreckungseffekt, sagen Kommentatoren in Canberra.

Jetzt bietet sich auch Kambodscha als Asyl-land für Möchtegern-Australier an. Allerdings nicht ganz uneigennützig. Als Gegenleistung

erhält Kambodscha von Australien während vier Jahren eine Aufstockung der Entwicklungshilfe um dreissig Millionen US-Dollar.

3—Auffanglager Die nordafrikanischen Länder kennen keine nennenswerte Strategie, um die Migrationsströme in den Griff zu bekommen. Deshalb greift die Uno-Flüchtlingshilfe ein. So hat sie für mindestens 200 000 Migranten in Algerien und Mauretanien eine provisorische Unterkunft errichtet. Mehr als 750 000 syrische Flüchtlinge finden in jordanischen Camps der Uno-Flüchtlingshilfe eine Bleibe.

Die meisten Migranten Nordafrikas und Flüchtlinge im Libanon sind allerdings in städtischen Gegenden untergebracht, wo sie in der Regel auf sich allein gestellt sind. Auch kennen diese Länder kein Asylsystem, das dem internationalen Standard entspricht. Die lokale Integration scheitert in der Regel zudem daran, dass Flüchtlinge offiziell nicht arbeiten dürfen.

In der jüngsten «Arena»-Sendung über die Flüchtlingstragödie hat FDP-Nationalrätin Doris Fiala deshalb die Idee von «Swiss Camps» erwähnt: Flüchtlinglager in den Problemzonen, die von Schweizer Fachpersonal betreut würden. Ein ähnlich lautender deutscher Vorschlag will in Nordafrika und in der südlichen Sahara ebenfalls Aufnahmezentren errichten. Dort könnten Uno-Flüchtlingshelfer erste Abklärungen über asylrelevante Fragen vornehmen, meint Manfred Schmidt, Präsident des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge in Nürnberg. In einem zweiten Schritt würde dann die EU über die Asylanträge entscheiden.

Deutschland könne allerdings Auffanglager «nicht alleine» errichten, mahnt Schmidt. Deshalb sei die Unterstützung aller 28 EU-Staaten nötig, um dieses Projekt zu verwirklichen. Es bestehen indessen berechtigte Zweifel, dass sich die EU zu einer gemeinsamen Lösung durchringen kann.

4—Asylverfahren verkürzen Um das Asylverfahren von denjenigen Menschen zu entlasten, die aus wirtschaftlichen Gründen ihre Heimat verlassen, fordert Schmidt eine neue Einstufung der Herkunftsländer. In Albanien oder im Kosovo – zwei Länder, aus denen sehr viele Asylbewerber registriert werden – gebe es keine systematische Verfolgung, so Schmidt. Damit entfalle auch der Anspruch auf Asyl, weil beide Länder als sicher gelten. Die Menschen vom Balkan suchten in Deutschland Arbeit und eine bessere Perspektive, sagte Schmidt diese Woche in einem Zeitungsinterview. Dafür sei aber das Asylverfahren «nicht da». Bereits im Herbst vergangenen Jahres hatte die deutsche Regierung Serbien, Bosnien-Herzegowina und Mazedonien zu sicheren Herkunftsländern erklärt und damit das Asylverfahren für Antragsteller aus diesen Staaten verkürzt. Seitdem stagniert die Zahl der Asylbewerber aus diesen Ländern. ○

Für immer hier

Von Alex Reichmuth — Laut Bund ist jeder vierte Asylbewerber ein echter Flüchtling. In Wahrheit dürften deutlich weniger echte Fluchtgründe haben. Trotzdem darf die Mehrheit der Migranten in der Schweiz bleiben und verlässt das Land wohl nie mehr.

Die Differenz hätte kaum grösser sein können. SVP-Nationalrat Hans Fehr sagte in der SRF-Sendung «Arena», «bis zu 90 Prozent» der Asylbewerber in der Schweiz seien keine Flüchtlinge. Moderator Jonas Projer hielt ihm entgegen, «nur 42 Prozent sind keine richtigen Flüchtlinge», und die anderen 58 Prozent «kann man nicht zurückschicken oder sind Flüchtlinge». An der unterschiedlichen Einschätzung zeigt sich die zentrale Bruchlinie der jüngsten Asyldiskussion: Während Mittel-links-Politiker und viele Journalisten betonen, die Mehrheit der heutigen Asylbewerber habe echte Fluchtgründe, beharren SVP-Vertreter darauf, kaum ein Ankömmling sei in seinem Heimatland wirklich verfolgt und bedroht. Wer hat recht?

Gemäss offiziellen Zahlen liegt die Wahrheit in der Mitte. Letztes Jahr endeten 26 Prozent der behandelten Asylverfahren mit einem positiven Entscheid. Demnach war aus der Sicht des Bundes also rund jeder vierte Asylbewerber ein echter Verfolgter mit Anrecht auf eine dauerhafte Aufenthaltsbewilligung. Die Definition des «echten Flüchtlings» in der Schweizer Gesetzgebung stützt sich auf die Genfer Flüchtlingskonvention (GFK), die auch der Uno als Massstab dient. Laut der Konvention ist ein Flüchtling, wer «aus der begründeten Furcht vor Verfolgung aus Gründen der Rasse,

Religion, Nationalität, Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder wegen seiner politischen Überzeugung sich ausserhalb des Landes befindet, dessen Staatsangehörigkeit er besitzt, und den Schutz dieses Landes nicht in Anspruch nehmen kann oder wegen dieser Befürchtungen nicht in Anspruch nehmen will».

Auffälligerweise ist in der Genfer Konvention keine Rede von Menschen, die vor Krieg und allgemeiner Gewalt fliehen. Trotzdem anerkennt die Uno sie als Flüchtlinge. Die Uno vertritt den Standpunkt, dass «viele Personen», die wegen Kriegshandlungen fliehen «und deren Staat sie nicht schützen kann oder will, als Flüchtlinge nach der GFK anzusehen sind, da sie die Kriterien erfüllen».

Schutzquote hat sich fast verdoppelt

Viele Staaten interpretieren die GFK aber anders – unter anderem Deutschland und die Schweiz. Sie anerkennen Kriegsvertriebene nicht als offizielle Flüchtlinge. Demnach können sie auch kein Asyl bekommen. Aus der Schweiz ausreisen müssen Kriegsvertriebene trotzdem nicht. Denn für sie ist eine sogenannte vorläufige Aufnahme möglich. Im Prinzip müssen vorläufig Aufgenommene die Schweiz wieder verlassen, sobald sich die Situation in ihrem Heimatland so weit verbes-

sert hat, dass eine Rückkehr zumutbar ist. Allerdings kehren die wenigsten je zurück.

Der Anteil der anerkannten Flüchtlinge und der vorläufig Aufgenommenen zusammen ergibt die sogenannte Schutzquote, die im letzten Jahr 58 Prozent betrug. 2014 bekam also mehr als die Hälfte aller Asylbewerber ein zumindest provisorisches Bleiberecht. Die Schutzquote hat sich gegenüber 2013 (30 Prozent) fast verdoppelt und liegt weit höher als in den Jahren zuvor. Die Asylanerkennungsquote selber ist letztes Jahr ebenfalls auf ein Rekordhoch von 26 Prozent gestiegen (siehe Grafik). Der Bund erkennt darin den Beleg, «dass eine Mehrheit der Gesuchsteller aufgrund einer Kriegs- oder Verfolgungssituation die gesetzlichen Voraussetzungen für eine Aufnahme in der Schweiz erfüllen». Auch linke Parteien und Hilfsorganisationen betonen, es drängten nun überwiegend echte Flüchtlinge und Schutzbedürftige in die Schweiz. Das Land müsse sich darum grosszügig zeigen.

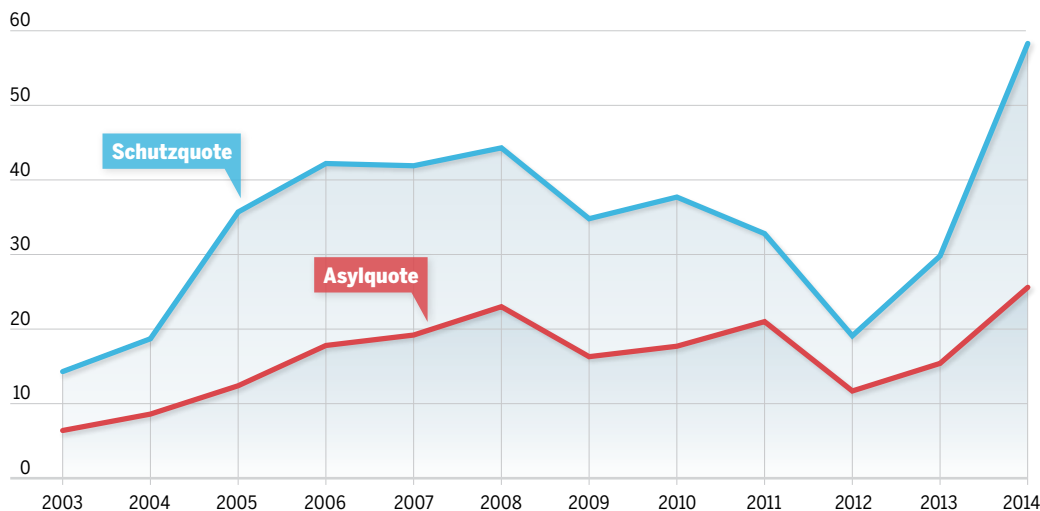
Hans Fehr und andere SVP-Vertreter aber bestreiten, dass diejenigen, die Schutz bekommen, auch wirklich Schutz nötig haben. Insbesondere bezweifeln sie den Asyl- oder Schutzstatus der Eritreer. Das ostafrikanische Eritrea stand letztes Jahr mit fast 30 Prozent aller neuen Asylgesuche an der Spitze der Herkunftsländer. Fast alle Asylbewerber aus Eritrea machen geltend, vor dem jahrelangen, angeblich unmenschlichen Militärdienst in ihrem Land geflohen zu sein. Allerdings beschloss das Schweizer Volk 2013, dass Wehrdienstverweigerung kein Asylgrund mehr ist – vor allem

Asyl- und Schutzquote

In Prozent

Schutzquote: Anteil der Asylbewerber, die als Flüchtlinge anerkannt werden oder eine vorläufige Aufnahme bekommen

Asylquote: Anteil der Asylbewerber, die als Flüchtlinge anerkannt werden



QUELLE: SEM

2014 bekam mehr als die Hälfte aller Asylbewerber ein zumindest provisorisches Bleiberecht.

Das Gericht übergang mit seinem Urteil im Prinzip den Volksentscheid.

wegen des immer höheren Zustroms von Eritreern.

Das Bundesverwaltungsgericht entschied vor einem Jahr aber, dass Eritreer, die ihr Land illegal verlassen, nicht zurückgeschickt werden dürfen. Das sind fast alle. Seither können die meisten eritreischen Asylbewerber bleiben. Das Gericht übergang mit seinem Urteil im Prinzip den Volksentscheid und erhöhte sogar noch den Anreiz für Eritreer, ihr Land für eine Reise in die Schweiz zu verlassen.

Ähnlich ist es bei den Asylsuchenden aus Sri Lanka: Auch über fünf Jahre nach dem Ende des dortigen Bürgerkriegs können fast alle von

ihnen in der Schweiz bleiben. Denn eine Rückführung scheint dem Bund nicht zumutbar. Es ist kein Wunder, dass Sri Lanka im ersten Quartal dieses Jahres zum zweitwichtigsten Herkunftsland nach Eritrea aufstieg. Von dort kommen inzwischen sogar mehr Asylbewerber als aus Syrien.

In Wahrheit dürfte der grösste Teil der Asylsuchenden aus Sri Lanka, Eritrea und anderen afrikanischen Ländern Armutsmigranten sein. Diese können eigentlich weder nach Schweizer Gesetzgebung noch nach den Uno-Regeln Schutz und Aufenthalt beanspruchen. Wenn sie aber Verfolgung und Vertreibung geltend machen, steigen ihre Chancen auf ein Bleiberecht meist beträchtlich.

Sommaruga spricht nur von Syrern

Dennoch drehen sich die aktuellen Diskussionen vor allem um Flüchtlinge aus dem kriegsversehrten Syrien. Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga etwa sprach in der SRF-Sendung «Rundschau», in der es um die Situation nach den Bootsunglücken im Mittelmeer ging, konsequent nur von Syrern. 2014 aber stammten nur 16 Prozent aller neu ankommenden Asylbewerber aus Syrien. Viel mehr Asylsuchende strömten aus armen afrikanischen Staaten zu uns. Auch unter den 170 000 Menschen, die 2014 die Überfahrt über das Mittelmeer nach Europa schafften, machten Syrer nur rund einen Viertel aus. Wie Bilder zeigen, sitzen in den Schlepperbooten überwiegend dunkelhäutige Afrikaner. Hat Sommaruga diese Bilder nicht gesehen?

Stossend ist nicht nur solche Farbenblindheit, sondern auch, dass die meisten vorläufig Aufgenommenen die Schweiz nicht mehr verlassen – obwohl sie nie als Flüchtlinge anerkannt wurden. 2014 waren 54 Prozent der vorläufig Aufgenommenen schon über fünf Jahre in der Schweiz, 34 Prozent sogar schon über sieben Jahre. Und es werden rasch mehr: Ende März 2015 hielten sich über 30 000 vorläufig Aufgenommene im Land auf – ein Viertel mehr als noch ein Jahr zuvor. Heinz Brand, Migrationsexperte der SVP, spricht darum bei der vorläufigen Aufnahme von einem «fragwürdigen Providurium». Und wer schon mindestens fünf Jahre in der Schweiz ist, kann auf ein definitives Bleiberecht hoffen. Denn laut Ausländergesetz müssen Gesuche um Aufenthaltsbewilligungen von vorläufig Aufgenommenen «unter Berücksichtigung der Integration, der familiären Verhältnisse und der Zumutbarkeit einer Rückkehr in den Herkunftsstaat vertieft geprüft werden». Wer sich also seit der Einreise einigermaßen wohl verhalten hat, muss fast sicher nicht mehr zurück.

Ob man nun die Asylbewerber überwiegend als «Scheinflüchtlinge» bezeichnen will oder nicht: Fakt ist, dass nur eine Minderheit von ihnen tatsächlich verfolgt ist, aber eine Mehrheit in der Schweiz bleiben kann – für immer. ○



«Glaubt nicht, was euch die Überlebenden erzählen»: Schlepperbande in Zuwara, Libyen, 2014.

Schlepper

Hummer, Wodka, Marihuana

Von *Ayoub Almadani* — Das Geschäft der libyschen Menschenhändler boomt. Vor einer Militärintervention der Europäer fürchten sich die Schleuser nicht.

«Kannst du uns einen Joint drehen?», fragt Alaa. Der Mann ist zwischen 35 und 40 Jahre alt, mit dunklem Teint und schwarzen Haaren, die durch ein paar graue Strähnen aufgelockert sind. Er trägt eine Ray-Ban-Sonnenbrille, ein gestreiftes T-Shirt und Flip-Flops aus Leder. Alaa fährt einen schwarzen Range Rover. Gerade biegt er in eine dunkle Gasse ab, stoppt den Wagen und verlässt ihn für einen Augenblick. Danach kommt er mit einer Flasche schwedischen Wodkas zurück, mit Moosbeerengeschmack. «Fehlt nur noch etwas zum Mixen», meint er und fährt zu einem Laden, wo er etwas halbgefrorenen Orangensaft kauft. Danach mischt er die Getränke im Auto, und je mehr wir davon trinken, desto mehr taut Alaa auf.

Eigentlich ist Alkohol streng verboten in Libyen. Das war schon unter Gaddafi so. Wer erwischt wurde, lief Gefahr, ausgepeitscht zu werden. Aber Zuwara, die Berberstadt an der Mittelmeerküste, ist schon zu lange im Schmugglergeschäft, als dass sich dadurch jemand abschrecken liesse. Zudem ist Tunesien, das eigenes Bier produziert, nah. Die Bewohner von Zuwara sind es gewohnt, alles zu schmuggeln, wofür eine Nachfrage besteht: Alkohol, billiges Benzin nach Malta, Heroin und Kokain, Migranten.

Die europäische Vorstellung, dass ein Fischerboot voller Migranten einen libyschen Hafen

verlässt, ist vollkommen falsch. Wo die häufig seeuntüchtigen Kutter starten, weiss oft nur die Mannschaft selbst. «Die Boote kommen häufig von Ägypten und werden von den «Morgenröte-Milizen durch libysche Gewässer eskortiert», erzählt Alaa. Von den Stränden in der Nähe der Hafenstädte Garabulli, Khoms und Zuwara sowie vom Ufer des Eukalyptuswaldes Jodayem zwischen Tripolis und Sawija starten dann die Schlauchboote, die die Migranten zu den vor der Küste wartenden grösseren Schiffen bringen. Oft fahren diese Kutter ein langes Stück der Mittelmeerküste ab und nehmen hier Flüchtlinge auf, bevor sie die Überfahrt wagen. Einmal in Italien angekommen oder von der Marine aus dem Wasser gefischt, können die Migranten meist nur wenig über das Schiff und dessen Herkunft aussagen.

«Zu Tode gefoltert»

Zudem haben die Migranten Angst, wenn sie von der italienischen Justiz ausgequetscht werden. «Glaubt nicht, was euch die Überlebenden des jüngsten Schiffsunglücks erzählen», sagt Alaa und lacht, bevor er einen weiteren Schluck Wodka Orange nimmt. «Diese Leute haben alle Verwandte, die noch in unseren Warenlagern auf die Schiffsreise nach Italien warten. Wenn sie uns «verkaufen» und den Italienern zu viel erzählen, werden ihre Familien leiden. Und die

wissen etwas ganz genau: Wenn du hier in Libyen in der Falle sitzt, kannst du zu Tode gefoltert werden, ohne dass dir die EU oder sonst jemand helfen kann.» Wie zur Bestätigung öffnet Alaa das Handschuhfach und zieht eine 9-Millimeter-Pistole heraus. Dann lacht er und sagt: «Libyen hat uns alle verrückt werden lassen.»

Um mehr über die jüngste Schiffskatastrophe und die rund 800 ertrunkenen Migranten zu erfahren, mache ich einen Abstecher auf die tunesische Ferieninsel Djerba, ins Grand Casino, wo mich ein Schlepperboss namens Suleiman erwartet – nicht irgendwo, sondern im VIP-Restaurant im ersten Stock. Nach der Begrüssung fragt er mich: «Du kommst also aus Misrata? Diese Leute dort sind knallhart, aber auch manchmal dumm. Wir Berber brauchen starke Partner, denn Zuwara ist umgeben von arabischen Dörfern voller Gaddafi-Anhänger. Die sinnen alle auf Rache und warten nur auf den richtigen Zeitpunkt, um uns die Kehlen durchzuschneiden. Wir müssen uns schützen, und dafür sind die «Morgenröte»-Milizen aus Misrata goldrichtig. Denen fehlt das Geld, um ihren Krieg zu finanzieren, und wir stehen jetzt unter grossem Druck, den Menschenschmuggel auszuweiten, damit die Milizen mehr Provisionen erhalten. Es ist strikt geschäftlich.»

Wir setzen uns an einen runden Tisch, an dem auch zwei von Suleimans «Assistenten» Platz genommen haben. Gutgelaunt fährt Suleiman fort. «Ich mag junge Männer wie dich. Du kannst auch gerne Notizen machen, aber übertreib es nicht damit, das kann für dich sehr gefährlich werden, mein Sohn. Keine Klarnamen, keine Fotos. Ich hoffe wirklich, dass du Fisch magst. Das ist nicht, was du in Hamburg oder Genf kriegst – das ist das Mittelmeer. Unser Fisch schmeckt hervorragend. Ich bin eben erst letzte Woche aus Thailand zurückgekehrt. Die Strände dort sind schön, aber es ist viel zu warm. Da kannst du dich nach einem schönen Kater nicht richtig erfrischen.» Suleiman lacht: «Aber hier haben wir das perfekte Meer, das Mittelmeer. Also das ist es, worüber du mit mir sprechen möchtest, das Mittelmeer. Korrekt?»

Drei Schiffe mit je 500 Migranten

Ob er denn wisse, wie das Schiff mit den 800 Ertrunkenen geheissen habe? «Du bist also zu mir gekommen, bloss weil ein Schiff gesunken ist? Das ganze Theater, weil 800 ertrunken sind? Aber sieh mal her: Wenn du die Toten in den libyschen Gewässern während zweier oder dreier Wochen zählst, kommst du auch auf 800. Die tauchen in keiner Statistik auf. Aber die EU ist schockiert, wenn 800 aufs Mal umkommen?» Wieder lacht Suleiman. «Weisst du, ich wünschte, mein Sohn würde so wie du. Kannst du ihm nicht helfen, einen Studienplatz in der Schweiz zu ergattern? Ich kann alles bezahlen. Es ist wirklich mein Wunsch, dass mein Sohn eine bessere Chance erhält, als sein Vater jemals hatte.»

Wir essen Hummer, gegrillten Oktopus, Crevetten und Fisch. Suleiman will mehr Weisswein bestellen. Ich sage ihm, dass der letzte etwas zu lieblich gewesen sei, und frage ihn, ob ich ihn zu einem anderen Wein einladen dürfe. Ich rufe den Kellner und bitte ihn, uns einen erlesenen tunesischen Magon zu bringen. «Das Schiff, wie hiess das Schiff?»

Suleiman weicht aus. «Allein in Zuwara haben wir mehr als 50 000 Afrikaner und Syrer, alles Migranten. Auf der tunesischen Seite warten noch ganz viele Marokkaner und Tunesier. Man sieht sie nicht, aber sie wollen alle möglichst rasch nach Italien. Ich versichere dir: Wir tun das Bestmögliche für ihre Sicherheit, aber wir stehen unter grossem Druck der «Morgenröte»-Milizen. Und das ist schlecht. Die Nachfrage ist nun mindestens zehnmal höher als das, was wir schaffen können. Das führt zur Überladung der Boote. Allein heute sind drei Kähne in See gestochen, jeder mit 500 Migranten. Auf «Al-Wasat News haben sie dann gesagt, dass die italienische Marine 247 davon gerettet hat. Und was ist wohl mit dem Rest passiert, Mr Journalist? Morgen schicken wir fünf Boote los, das Wetter ist perfekt. Wenn es so weitergeht, wird Europa diesen Sommer einen Herzinfarkt kriegen.»

Schrottreife Fischerkähne aus aller Welt

Am Schluss rückt Suleiman den Namen des Schiffs heraus: Es sei die «Miriam» gewesen, «Miriam I», «II», «III» oder «IV». Ganz sicher sei er sich nicht, der genaue Name sei ihm auch egal. Eine Internetrecherche spuckt von den vier Schiffen als wahrscheinlichsten Kandidaten die «Miriam II» aus, einen 1977 in Peru gebauten und später unter mexikanischer Flagge fahrenden Fischtrawler. Es sieht so aus, als ob die Schlepper in Ägypten und Libyen schrottreife Fischerkähne aus aller Welt zusammenkaufen, um sie auf ihre letzte Fahrt nach Italien zu schicken.

Ob er keine Angst vor der angedrohten Militärintervention der Europäer habe? «Eine Intervention?», ruft Suleiman und bricht in Gelächter aus. «Ich gebe mir einen Kopfschuss, wenn die Europäer militärisch eingreifen, um uns das Handwerk zu legen. Das wird auch nach tausend Flüchtlingsbooten nicht passieren. Wenn sie intervenieren, dann tun sie das, weil der Islamische Staat in Libyen ist, aber nicht wegen der Migranten. Wenn ich nur im Geringsten daran glaubte, dass die EU vorhat, unser Geschäft zu zerstören, dann hättest du keine Chance, mich hier zu treffen.»

Nach dem Essen führt Suleiman mich hinunter zu den Spieltischen, steckt mir 400 Dollar zu und sagt: «Ich wäre enttäuscht, wenn wir uns aus den Augen verlören. Und vergiss nicht, dich um den Studienplatz für meinen Sohn zu kümmern.»

Ayoub Almadani, 28, ist libyscher Reporter aus Misrata.

Mitarbeit: Kurt Pelda

Sicherheit

Mauern in aller Welt

Von der Westsahara über Nordirland nach Israel und Bangladesch.

Vor einem Vierteljahrhundert fiel die Mauer. So symbolisch war der Akt, dass die Europäer dachten, nun breche ein neues Zeitalter an. Doch leben auch heute Dutzende Millionen von Menschen hinter Beton und Stacheldraht. Hoch gesicherte Grenzanlagen sollen Terroristen stoppen, Armutsflüchtlinge abhalten oder Gebietsansprüche festigen. Die zehn bekanntesten Mauerwerke:

«Null-Linie» (Indien und Bangladesch)

Mit 4000 Kilometer Stacheldraht ist die «Null-Linie» die längste Grenzbefestigung der Welt. Indien will sich mit der Grenzanlage gegen illegale Einwanderer, gegen Schmuggel, Drogenhandel und Terrorismus aus dem Nachbarland schützen. An vielen Abschnitten haben die Soldaten des indischen Grenzschutzes den



«Null-Linie», Indien.



«Demilitarisierte Zone», Korea.

Befehl, direkt zu schießen. Seit dem Jahr 2000 sind über tausend Bangladescher erschossen worden.

«Line of Control» (Indien und Pakistan)

Zwischen dem indischen und dem pakistanischen Teil von Kaschmir erstreckt sich auf 550 Kilometer Länge ein bis zu drei Meter hoher Grenzzaun, «Line of Control» genannt. Teile stehen unter Strom, sind mit Bewegungssensoren, Wärmebildkameras und Stolperdrähten ausgerüstet. An einigen Stellen sind Minen vergraben. Die Grenzanlage wurde errichtet, um muslimische Terroristen daran zu hindern, Anschläge auf indische Polizisten, Soldaten oder die Zivilbevölkerung zu verüben. Es wird geschätzt, dass die Terroristen seit 1988 mehr als 43 000 Menschen getötet haben.

«Peace Lines» (Nordirland)

Sie ziehen sich durch Nordirlands Städte, sind bis zu sieben Meter hoch, bestehen aus Ziegelsteinen, Stacheldrahtzaun, Beton und aufgesetzten Gittern und sollen aus zerstrittenen katholischen und protestantischen Bürgern gute Nachbarn machen. Sie waren als vorübergehende Massnahme geplant. Seit 1990 hat

sich die Zahl der «Peace Lines» von 18 auf heute 48 erhöht, die meisten stehen in Belfast und Londonderry.

«Demilitarisierte Zone» (Süd- und Nordkorea)

Entlang der 248 Kilometer langen Grenze zwischen dem kommunistischen Nord- und dem kapitalistischen Südkorea verläuft ein hochgerüsteter Zaun. Gesichert mit Panzersperanlagen, Schützengraben, Hochspannungszäunen und über einer Million Minen, gilt die «demilitarisierte Zone» als die am stärksten befestigte Grenze der Welt.

«Grüne Linie» (Zypern)

Die «Grüne Linie» trennt die Mittelmeerinsel in zwei Hälften, verläuft mitten durch die Kapitale Nikosia, die seit dem Fall der Berliner Mauer die letzte geteilte Hauptstadt der Welt ist. Die 180 Kilometer lange Grenzanlage wird bewacht von Tausenden nord- und südzypriotischer Soldaten sowie von UN-Truppen. Seit 2003 ist die «Grüne Linie» zwischen dem Norden und Süden durchlässig. Viele türkische Zyprioten pendeln täglich in den reicheren Süden, um dort zu arbeiten.

«Sperranlage Gaza» (Israel/Ägypten und Palästinenser)

Im Süden Israels verläuft eine Sperranlage, die den gesamten Gazastreifen umschließt. Auch die ägyptische Grenze zu Gaza ist abgeriegelt. Die Sperranlage ist lückenlos und kann nur an wenigen Kontrollpunkten passiert werden. Trotz Grenzanlagen und Bewachung gelingt es den Palästinensern immer wieder, Waffen und andere Güter durch ein selbstgegrabenes Tunnelsystem in den Gazastreifen zu bringen.

«Sperranlage Westjordanland» (Israel und Palästinenser)

Auf einer Länge von etwa 708 Kilometern erstreckt sich zwischen Israel und dem Westjordanland eine weitere israelische Sperranlage. In den dichter besiedelten Gebieten sind ungefähr dreissig Kilometer durch eine bis zu neun Meter hohe Betonmauer gesichert. Sie wurde von Israel errichtet, um die Gefahr von Terroranschlägen zu verringern. Sie gilt in Israel als Erfolg. Seit ihrem Bau ist die Zahl der Selbstmordattentate drastisch zurückgegangen.

Melilla und Ceuta

Um die beiden spanischen Exklaven Ceuta und Melilla im Norden Marokkos ziehen sich jeweils rund zehn Kilometer lange Grenzanlagen. Sie werden von der Guardia Civil, einer paramilitärisch ausgerichteten Polizeieinheit, bewacht. Ungefähr 40 000 afrikanische Migranten – vorwiegend aus Mali, Nigeria oder dem Kongo – halten sich in Marokko auf. Sie warten in provisorischen Camps auf eine Möglichkeit, die Grenzanlagen zu überwinden.

«Berm» (Marokko und Westsahara)

Durch die Westsahara zieht sich ein über 2700 Kilometer langer, mit Steinen befestigter Sandwall, der die Region in zwei Hälften teilt. Der Sandwall, «Berm» genannt, teilt die Westsahara in ein von Marokko und ein von der Unabhängigkeitsbewegung Frente Polisario kontrolliertes Gebiet. Im Konflikt mit Marokko flohen rund 160 000 Sahrauis aus der Westsahara nach Algerien, wo sie in Flüchtlingslagern leben.

«Tortilla Wall» (Mexiko und USA)

Manche Amerikaner nennen ihn abfällig «Tortilla Wall». Der Schutzwall an der Grenze zu Mexiko erstreckt sich über 1126 Kilometer. Gesichert wird er mit Video- und Infrarotkameras, Nachtsichtgeräten, Bewegungsmeldern, Flugdrohnen und Wärmesensoren im Boden. 18 500 Polizisten der United States Border Patrol bewachen die Grenze. Die Mauer wurde 1994 von der Clinton-Regierung unter dem Namen «Operation Gatekeeper» errichtet, um den Drogen- und Waffenschmuggel sowie die illegale Einwanderung zu reduzieren.

Zusammengestellt von Urs Gehrig



«Line of Control», Kaschmir.



«Peace Lines», Nordirland.



«Grüne Linie», Zypern.



«Sperranlage Westjordanland», Bethlehem.



«Wichtige Botschaften»: Filmerin Tierney.

Prävention

Die Macht der Bilder

Von Wolfgang Koydl — In Australien entsteht ein millionenteurer, abschreckender Anti-Einwanderer-Film. Viele Menschen könnten so gerettet werden, sagt Produzentin Trudi-Ann Tierney.

Nicole Kidman und Hugh Jackman werden wohl nicht auf der Besetzungsliste auftauchen, aber auch ohne Beteiligung dieser beiden heimischen Weltstars wirft die neueste australische Filmproduktion bereits hohe Wellen – und dies ist beinahe wortwörtlich gemeint. Denn die Hauptdarsteller des Streifens, der bis zum Herbst fertig sein soll, sind Bootsflüchtlinge, die mit seeuntüchtigen Schiffen ins Land kommen wollen. Sie sind auch die Zielgruppe der Zuschauer, an die sich die Produktion richtet: Der umgerechnet drei Millionen Franken teure Fernsehfilm ist Teil einer Kampagne (*Weltwoche* Nr. 17/15), mit der die Regierung in Canberra seit Monaten potenzielle Flüchtlinge in Asien und Afrika davor abschrecken will, sich auf die riskante, aber aussichtslose Überfahrt zum Fünften Kontinent zu machen.

«Keine Chance – du wirst Australien nicht zu deiner Heimat machen», lautet die unmissverständliche Botschaft der Kampagne. Der Film soll sie nun erweitern, vertiefen und ergänzen. «Er wird die Reise dieser Menschen und die Herausforderungen, denen sie sich gegenübersehen, realistisch darstellen», erklärte ein Sprecher des Ministeriums für Einwanderung und Grenzschutz in Canberra, aus dessen Mitteln die Produktion finanziert wird. Wie realistisch diese Bilder ausfallen sollen, darüber wird in Australien schon heftig diskutiert. «Grauen-

volle Bilder von ertrinkenden Menschen», befürchten Gegner des Projektes in vorauseilender Panikmache. Andere hingegen erwarten «den teuersten Fantasy-Film seit *«Herr der Ringe»*».

Die Produzentin des Films lässt dies alles kalt. Trudi-Ann Tierney ist eine erfahrene Filmemacherin, und vor allem hat sie Erfahrung mit dieser Art von Fernsehproduktion, die ganz bewusst darauf abzielt, mit den Mitteln der Unterhaltung das Verhalten der Zuschauer zu beeinflussen und zu verändern. Social Engineering heisst der Fachbegriff dafür. Zu Deutsch: soziale Manipulation. Die 48-Jährige spricht deutlicher von «Propaganda» und von sich selbst als «Propaganda-Händlerin». Einschlägige Erfahrungen hat sie in Afghanistan gesammelt. Dort hat sie im Auftrag afghanischer und ausländischer Regierungen erfolgreiche Fernsehserien produziert, mit denen ein positives Bild der Gesellschaft verbreitet werden sollte.

Ein echter Renner war die Krimiserie «Eagle Four», in der die afghanische Polizei als hochdisziplinierte, professionelle Supertruppe dargestellt wurde. Tierney ist die Erste, die zugibt, dass dieses Bild meilenweit von der Realität entfernt war: «Afghanische Polizisten sind korrupte, Drogen konsumierende Gauner.» Für ihre Kritiker wurde sie mit diesen Filmen zu einer Art australischer Leni Riefenstahl, die ihre Fähigkeiten in den zweifelhaften Dienst des Staa-

tes stellt. Sie selbst ist freilich überzeugt, dass ihre Arbeit in Kabul Gutes bewirkt hat. «Fernsehen ist ein sehr wichtiges Werkzeug, um wichtige Botschaften im Zusammenhang mit wichtigen Themen wie Frauenrechte, Gesundheit und Erziehung zu verbreiten», sagte sie. «Allein weil sie solche Themen zeigt, kann auch eine einfache Seifenoper Veränderungen bewirken.»

Trotz des negativen Klangs des Begriffes «Propaganda» ist Tierney sicher, dass sie das Richtige tut. Das gilt auch für das Projekt über die Bootsflüchtlinge. «Meine ursprünglichen Vorbehalte verflüchtigten sich, als ich die positiven Ergebnisse erkannte», erwiderte sie ihren Kritikern. «Der Eindruck, den so ein Film haben wird, kann gar nicht überschätzt werden. Er könnte vielen Menschen Inhaftierung, Enttäuschung und sogar den Tod ersparen.»

Soziales und persönliches Verhalten mit den Mitteln von Film und Fernsehen zu beeinflussen, ist weder neu noch grundsätzlich verwerflich. Die Werbung bedient sich seit jeher dieser Methode, und sowohl Hollywood als auch amerikanische TV-Serien üben diesen Einfluss schon längst auf globaler Ebene aus. Erfolgsproduktionen wie «Roots» oder «Holocaust» prägten in den achtziger Jahren die Sicht auf die Sklaverei und die Judenvernichtung in Deutschland.

Mit dem Anti-Einwanderer-Film erhofft sich Australien, mehr potenzielle Flüchtlinge zu erreichen als mit Internetvideos, Anzeigen und Plakaten. Denn Fernsehen schaut schliesslich jeder. Die Linke in Europa spuckt zwar Gift und Galle angesichts des kompromisslosen australischen Ansatzes. Grundsätzlich aber wächst das Interesse am Beispiel Australien – auch bei jenen Behörden, die sich von Amts wegen mit dem Flüchtlingsstrom auseinandersetzen müssen.

Schweizer Geld für nigerianische TV-Serie

In der Schweiz gehört dazu erstaunlicherweise das Staatssekretariat für Migration (SEM). Wie es scheint, drängen auch Simonetta Sommaruga Bürokraten ins Filmgeschäft. Gemeinsam mit «Nollywood», Nigerias mächtiger Filmbranche, entsteht derzeit – finanziert vom SEM – ein Drehbuch für eine 13-teilige Fernsehserie. Nähere Angaben gibt es kaum, nur das Thema steht fest: die illegale Migration. Im Gegensatz zu Australien wurde die eidgenössisch-nigerianische Co-Produktion mit dem Titel «Missing Steps» freilich von den Afrikanern angeregt. Sie scheinen sich mehr Sorgen über die Abwanderung junger Männer nach Europa zu machen, als die Europäer über die Zuwanderung aus Afrika. Man kann davon ausgehen, dass die Botschaft von «Missing Steps» nicht so hart sein wird wie jene der australischen Regierung. Wie sagte es doch ein SEM-Sprecher gegenüber dem *Tages-Anzeiger*? Die Informationen dürften «nicht die Migration als solche negativ darstellen». Am Grundansatz ändert sich nichts. Er wird weiter dem Text eines Kirchenliedes entlehnt: «Macht hoch die Tür, das Tor macht weit.» ○

Migration aus theologischer Sicht

Von Peter Ruch — Kirchenleitungen und Fachstellen plädieren für eine grosszügige Aufnahmepraxis und berufen sich auf das Gebot der Nächstenliebe. Es bedarf einiger Differenzierungen.

Die biblisch-hebräischen und griechischen Begriffe für Fremdling und Beisasse bedeuten auch «abweichend, auffällig, andersartig». Sie bezeichnen Personen, die nur mit Vorbehalt in die Gemeinschaft aufgenommen wurden. In manchen Sprachen steckt in den entsprechenden Wörtern eine starke innere Spannung. Der griechische *xenos* kann sowohl ein Gast als auch ein Feind sein, und das deutsche Wort Gast stammt vom lateinischen *hostis* ab, was ebenfalls Feind bedeutet. Jeder Fremde kann potenziell zum Feind und damit zur Bedrohung werden. Auch die Gastfreundschaft ist ein Instrument, diese Bedrohung zu bannen. Das erklärt manch aufdringliche Form von Gastlichkeit.

Gegenseitige Duldung und Achtung

Im Orient kannte die Gastfreundschaft bis vor dem Zweiten Weltkrieg keine Grenzen. Freilich bekam der Gast Kinder und Frauen nicht zu Gesicht, oder sie wurden durch Amulette geschützt. In Jerusalem, Damaskus und vielen anderen Städten gibt es – von der Antike bis in die Gegenwart – diverse Viertel für Araber, Juden, Christen und andere Bevölkerungsgruppen. Die gegenseitige Duldung und Achtung bedeutet bei weitem nicht, dass man sich mit allen anfreundet, geschweige denn vermischt.

Im Alten Testament werden die verschiedenen Fremdlinge uneinheitlich betrachtet. Bei der israelitischen Landnahme sollen die Amalekiter und Kanaanäer ausgegrenzt oder gar ausgerottet werden. Die Ammoniter und Moabiter dürfen am Leben bleiben, sich aber nicht mit den Israeliten vermischen. Edomiter und Ägypter hingegen können sich nach drei Generationen der Gemeinde Jahwes anschliessen (5. Mose 23, 4–9). Wer als Fremder eine Stadt erreichte, musste im Tor warten, bis ihn jemand zu Gast lud. Von einem Ausländer darf man Zins nehmen, nicht aber vom Volksgenossen (5. Mose 23, 21). Als die Abstammung hinter dem Glauben zurücktrat, wurde die Aufnahme von Fremden ins Volk Gottes erleichtert (Jesaja 56, 3). Zur Zeit des Exils und der Restauration, als Israel vermehrt mit anderen Völkern in Berührung kam, wurde das Verhältnis zu Fremden eine heikle Frage. Distanz wurde befürwortet, war jedoch nicht immer durchführbar.

Im Neuen Testament ist die Distanzierung gegenüber Fremden durchaus bekannt. Sie reichte bis zum Friedhof (Matthäus 27, 7).

Allerdings gewinnt der Fremde als Empfänger der Barmherzigkeit ein besonderes Augenmerk. Im Weltgericht steht er in einer Reihe mit den Hungernden, Nackten, Kranken und Gefangenen. «Was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan» (Matthäus 25, 40). Der Begriff des Fremden wird nun freilich auch auf das Gottesvolk selbst angewandt. Wie die Erzväter in Kanaan und die Israeliten in der Zerstreuung, so sind auch die Christen in der Welt Fremde. Der Jakobus- und der erste Petrusbrief reden ihre Empfänger als Fremdlinge in der Diaspora an. Christen sind im Jenseits beheimatet (Philipper 3, 20), dennoch bleiben Abgrenzungen erforderlich: «Lasst euch nicht mit Ungläubigen zusammen unter ein fremdes Joch spannen! Denn was verbindet die Gerechtigkeit mit der Missachtung des Gesetzes, was hat das Licht mit der Finsternis zu tun?» (2. Korinther 6, 14)

Klarer Blick auf die Proportionen

Menschen aus fremden Kulturen Wohlwollen und Wertschätzung entgegenzubringen, ist ein Postulat des Evangeliums an den Einzelnen. Wie weit es an den Staat delegiert werden kann, ist eine andere Frage. Viele Mitbürger plädieren für die Aufnahme von Migranten, die sie zu Hause auch in geringster Zahl nicht

einquartieren würden. Wer als Betreuer mit Migranten arbeitet, will offene Grenzen – aber nicht aus blosser Nächstenliebe. Will man dem Fundamentalismus entgehen, so erfordert die biblische Orientierung auch einen klaren Blick auf die Proportionen: Afrikas Bevölkerung hat sich seit Beginn des 20. Jahrhunderts von 140 Millionen auf 1,136 Milliarden verachtfacht, während sich die Bevölkerung Europas von 392 auf 741 Millionen weniger als verdoppelt hat. In den letzten gut fünfzig Jahren, seitdem die afrikanischen Staaten unabhängig wurden, steckten 40 000 Hilfsorganisationen rund tausend Milliarden Dollar Entwicklungsgelder in den Kontinent. Dadurch wurden die Verhältnisse in den meisten Ländern nachweislich verschlechtert. Nigeria ist im Ranking von den 48 reichsten zu den 25 ärmsten Ländern abgerutscht.

Der Auswanderungsdruck in Afrika ist stärker denn je zuvor, und das führt zu Hochkonjunktur für kriminelle Schlepperbanden. Jeder Afrikaner, der in Europa Einlass und Sozialhilfe erhält, erhöht die Anziehungskraft Europas in seiner Heimat. Das ist nicht humanitär, geschweige denn christlich. Die Afrikaner ernst nehmen heisst, ihnen zuzutrauen, dass sie ihre Häuser selber bestellen. Dazu sowie zur Verbesserung der politischen Zustände brauchen sie die Initiativen und begabten Mitbürger. Diese gehören somit nicht nach Europa.

Peter Ruch ist reformierter Pfarrer in Küsnacht am Rigi.



«Was hat das Licht mit der Finsternis zu tun?»: afghanische Flüchtlinge in einer Kirche in Brüssel.

Endlich befreit

Von Henryk M. Broder — Wer heute noch «Heil Hitler!» ruft, ist entweder dement oder Kabarettist.



Es ist an der Zeit, auch mal etwas Gutes über Deutschland und die Deutschen zu sagen. Laut einer neuen Forsa-Umfrage sind 89 Prozent der Meinung, der 8. Mai – also der

Tag, an dem das Dritte Reich seinen Geist aufgab – sei ein «Tag der Befreiung» gewesen. Gerade noch neun Prozent meinen, es war ein Tag der Niederlage. Vor zehn Jahren, 2005, fühlten sich noch 35 Prozent besiegt und gedemütigt.

Und das ist wirklich eine gute Nachricht. Der Anteil der «Ewiggestrigen» liegt in einem Bereich, der international üblich ist. Der Prozentsatz der Franzosen, die immer noch über den Verlust von Algerien trauern, dürfte höher liegen. Allerdings hatten die Deutschen etwas mehr Zeit, sich von ihrer Geschichte zu verabschieden. Siebzig Jahre nach Kriegsende ist auch der biologische Prozess der Aufarbeitung weitgehend abgeschlossen, auch wenn gerade ein 93 Jahre alter ehemaliger Waffen-SS-Mann in Lüneburg wegen Beihilfe zum Massenmord vor Gericht steht. Wer heute noch «Heil Hitler!» ruft, ist entweder dement oder ein Kabarettist, der sich über Nazis lustig macht.

Und was ist mit den Neonazis? Ja, die gibt es, aber die sind eher ein ästhetisches als ein politisches Problem. Und eine Gefahr allenfalls dort, wo die Polizei pennt, wie im Fall der Gang des Nationalsozialistischen Untergrunds, auf deren Konto zehn Morde gehen. «Nazi» ist heute der Superlativ von «Rechtspopulist», also jemand, der die Einwanderungspolitik kritisiert, den Islam nicht für eine Religion des Friedens hält und die Klimakatastrophe anzweifelt.

Man könnte sagen: Dort, wo früher der Faschismus wütete, tobt heute die Antifa. Mehr noch: Die Abwesenheit des Faschismus ist die Grundlage für das Gedeihen der Antifa. Das Problem ist nur, man erkennt sie als solche nicht auf den ersten Blick. Denn die Aktivisten der Antifa ähneln jenen, gegen die sie auf die Strasse gehen, ganz in Schwarz, verumumt und mit einem Pflasterstein oder einem Molotowcocktail in der Hand. Und wenn sie dann Polizeiautos abfackeln, eine Polizeistation überfallen oder einen «Bullen» krankenhausreif schlagen, dann tun sie es nur, um gegen den «alltäglichen Faschismus» zu demonstrieren.

So gesehen, ist es vielleicht doch etwas voreilig, Deutschland zur NS-freien Zone zu erklären.

Wer bezahlt?

Von Silvio Borner — Das krachende Nein zur Initiative der Grünliberalen habe nichts mit der Energiewende zu tun, sagt der Bundesrat. Unsinn.

In einer historisch einmaligen Volksabstimmung haben 9 von 10 Stimmenden der Energiesteuer der Grünliberalen eine krachende Abfuhr erteilt. Aber unser Bundesrat, angeführt von Doris Leuthard (CVP), und alle übrigen Gläubigen waren schnell mit der These zur Stelle, diese Ablehnung habe überhaupt nichts mit der Energiewende zu tun. Die Energiesteuer der Grünliberalen und die vom Bundesrat beabsichtigte Lenkungsabgabe seien zwei ganz verschiedene paar Schuhe, hiess es. Viele Ökonomen und andere relativ marktfreundliche Kreise wie die NZZ oder Economiesuisse sympathisieren mit dieser Position, weil Lenkungsabgaben marktnäher daher kommen als Subventionen.

Die Grünliberalen wollten eine indirekte Steuer auf Energie einführen, die den Strom, das Öl und das Gas verteuert und so den Verbrauch reduzieren soll. Eine solche Massnahme verzerrt die Marktpreise der Güter im Verhältnis zueinander, was zwar eine Lenkungswirkung, aber zwingend auch Effizienzverluste zur Folge hat. Wo ist der Unterschied zur Lenkungsabgabe?

Theoretisch darf Letztere nicht zu zusätzlichen Staatseinnahmen führen, sondern lediglich die relativen Preise der Güter beeinflussen. Diese Wirkung erzielt man durch eine vollständige Rückerstattung der erzielten Lenkungsabgabe, beispielsweise als Pro-Kopf-Zahlung an alle Einwohner. Lenkungsabgaben sind somit fiskalneutral, das heisst für das Finanzergebnis des Staates irrelevant. Allerdings: Denselben Anspruch erhoben die Initianten der abgeschmetterten Energiesteuer auch, indem die Rückerstattung einfach über die wegfallende Mehrwertsteuer erfolgt wäre.

Die vom Bund geplanten Lenkungsabgaben auf Energie sind bezüglich ihrer Höhe und somit ihrer negativen Folgen für den Standort Schweiz mit der grünliberalen Energiesteuer vergleichbar. Anders als bei Abgaben auf Alkohol oder Tabak wird ein zentraler Input-Faktor für die gesamtwirtschaftliche Produktion politisch verteuert, und zwar im schweizerischen Alleingang. Was somit volkswirtschaftlich zählt, ist die staatlich verordnete Kosten-erhöhung der schweizerischen Produktion. Ob die einbehaltene Lenkungsabgabe direkt wieder ausgeschüttet wird, ist angesichts des verursachten Kostenschubs bestenfalls dritt-

rangig. Der befürchteten Deindustrialisierung oder Produktionsverlagerung möchte der Bundesrat entgegenwirken, indem er die energieintensiven Branchen und Betriebe verschont. Genauso gut könnte man die Säufer und Kettenraucher von der Tabak- und Alkoholsteuer befreien!

Strom machen mit Doris

Wenn die Reduktionsziele zur vermeintlichen Weltrettung trotz der gewichtigen Ausnahme erreicht werden sollen, müssen alle anderen Stromkonsumenten stärker zur Kasse gebeten werden. Energie ist nun mal im Gegensatz zu Alkohol oder Tabak kein per se schädliches Gut, aber auch nicht wie Brillanten oder Golduhren ein verzichtbares Luxusgut. Wenn wir den Energieverbrauch isoliert drastisch senken, geht das ausschliesslich auf Kosten unserer volkswirtschaftlichen Wertschöpfung. Der Einsatz von Energie erhöht

die Produktivität der Arbeit. Wenn wir alle wieder unser eigenes Holz einsammeln oder, wie Frau Leuthard jüngst im Fernsehen propagierte, Strom durch Handarbeit erzeugen wollen, schafft das in der Tat unzählige Arbeitsplätze. Aber auf einem vorindustriellen Produktivitätsniveau. Gewonnen ist damit wenig: Unser CO₂-Anteil am Welt-

ausstoss sinkt auf unter ein Promille – mit oder ohne Schweizer Wende.

Die Gemeinsamkeiten der Initiative «Energie statt Mehrwertsteuer» und der Lenkungsabgabe treten offen zutage. Beide wollen ein durch den Atomausstieg verursachtes Problem beheben: ein Manko in der Stromversorgung, das durch neue erneuerbare Energieformen niemals überwunden werden kann. Wenn die in beiden Ansätzen beabsichtigten Preiszuschläge auf Strom an die Bevölkerung zurückerstattet werden, bleibt davon nichts übrig für die Stromproduzenten. Und weil ohne Subventionen kein Rappen in Wind- oder Sonnenkraftwerke investiert würde, können Lenkungsabgaben die Subventionen gar nicht ablösen!

Beide Ansätze laufen damit auf die fortgesetzte groteske Subventionierung der erneuerbaren Energie hinaus. Und die gesamte Zeche für eine rein staatliche Subventions- und Planwirtschaft bezahlt am Schluss der gewöhnliche Steuerzahler.



Janusköpfige Siegesfeiern

Von Hansrudolf Kamer — Gedenkanlässe zum Ende des Zweiten Weltkriegs stehen an. Japans Ministerpräsident hält in Washington eine Rede, Russland feiert mit einer militärischen Extravaganza.



Siebzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs* hält Shinzo Abe vor dem Kongress in Washington eine Rede – die erste eines japanischen Regierungschefs. Dafür wird er in Moskau

fehlen, wenn am 9. Mai, am Tag des Sieges, die grösste Militärparade aller Zeiten über den Roten Platz donnert. Die Charakterisierung dieser Grössenordnung stammt vom russischen Verteidigungsminister.

Die Schatten des Zweiten Weltkriegs sind kürzer geworden, aber es gibt sie noch. Ressentiments sind in Amerika noch unter Kriegsveteranen verbreitet, die das japanische Geschichtsverständnis bemängeln und ein umfassenderes Schuldeingeständnis hinsichtlich begangener Gräueltaten fordern – immer wieder. Doch ein Veteran richtet auch den Blick nach vorn. Es geht um die Zukunft: «We need to be allies!»

Man kann, wenn man so will, aus der Liste der Teilnehmer an der Heerschau in Moskau eine strategische Momentaufnahme machen. Neben Abe fehlen Obama, Cameron, Merkel und Hollande. Gründe dafür sind die Krise um die Ukraine und die Sanktionen Amerikas und der EU. Doch Cameron ist insgeheim froh, dass er die Unterhauswahlen am 7. Mai als Grund für die Absage vorschieben kann – er wäre gerne nach Moskau gepilgert, auch zum Militärfestival.

Hollande sucht nach Auswegen, wie er die als Missfallenskundgebung stornierten französischen Helikopterträger doch noch nach Russland liefern könnte. Und Merkel, Europas Bannerträgerin, wird am Tag danach, am 10. Mai, zusammen mit Putin einen Kranz am Grabmal des Unbekannten Soldaten an der Kremelmauer niederlegen. So wie sie versuchen die meisten Europäer, auf allen Stühlen Platz zu nehmen.

Die Russen können auf dem Roten Platz Chinas starken Mann Xi Jinping und Nordkoreas rundlichen Atomdiktator Kim Jong Un präsentieren. Ausserdem kommen die Präsidenten Indiens, Südafrikas, Vietnams, der Mongolei und aus Europa jener Tschechiens, Island, Griechenland, Mazedonien und Serbien sind durch Regierungschefs vertreten. Das ist die russische Seite – mehr oder weniger. Auch hier gibt es Dritt-Weg-Spezialisten, die mit Putin wenig am Hut haben, ihn aber auch nicht unnötig verärgern wollen.

Obama hat wenigstens Japan. Allerdings ist noch nicht alles im Trockenen. In der Abwehrkoalition gegen China, die sich im Fernen Osten bildet, fehlen wichtige Bauelemente. Noch beschränkt Japan sein jährliches militärisches Ausgabenwachstum auf die selbstaufgelegten ein Prozent des Bruttosozialprodukts. Das ist zu wenig. Gegenüber China vergrössert sich so der Abstand, er verringert sich nicht.

Das Abwehribündnis ist nicht nur ein militärisches, sondern auch ein wirtschaftliches. Das Projekt der transpazifischen Partnerschaft im Freihandel hat Fortschritte gemacht, vor allem deshalb, weil der US-Kongress dem Präsidenten die Trade Promotion Authority (TPA) in Aussicht stellt, die wichtigste Voraussetzung für das ganze Vorhaben. Von Japan wird erwartet, dass es die Protektion seines Agrarsektors lockert. Amerika müsste das Gleiche für seine Automobilindustrie tun. Wachstum hätten beide Länder dringend nötig.

Auch das kommunistische Vietnam und die katholischen Philippinen entdecken realpolitische Notwendigkeiten und planen eine konkrete Sicherheitspartnerschaft, um dem chinesischen Vorpellen in der Südchinesischen See etwas entgegenzusetzen. Das historisch stark belastete Verhältnis Südkoreas zur ehemaligen Okkupationsmacht Japan zeigt eine leichte Tendenz zur Besserung. Stra-

tegische Überlegungen entwickeln Überzeugungskraft.

Bewegung auch in Europa. Vor kurzem absolvierten einige amerikanische Armee-Einheiten mit ihren Stryker-Schützenpanzern nach Manövern im Baltikum einen Freundschaftstrip durch sechs östliche Nato-Staaten und wurden überall mit Bekundungen öffentlicher Unterstützung, stellenweise mit Begeisterung empfangen – auch in Tschechien; Präsident Milos Zeman machte aus seinen prorussischen Gefühlen nie ein Hehl und will an der Moskauer Siegesfeier teilnehmen.

Europa im Schneckenhaus

Die strategische Landkarte ist im Fluss. Kleine Länder möchten ihren Spielraum bewahren und sichern sich ab. Britannien ist noch ein Schatten seiner selbst. China und Russland verfolgen die klassische Politik revisionistischer Mächte und nützen die Schwächen der noch von den Amerikanern knapp garantierten internationalen Ordnung aus. Die Antwort auf die Herausforderung ist erst in Umrissen erkennbar.

Während sich Europa im Schneckenhaus verbirgt, sollte Amerika Japans Beitrag ernst nehmen und die Chance, die sich bietet, beim Schopf packen. Irgendwann ist auch die dunkelste Vergangenheit «gegessen» und hoffentlich verdaut.

* Der Zweite Weltkrieg dauerte im Pazifik länger als in Europa. Er wurde erst durch den Abwurf der beiden Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki beendet. Der Feuersturm über Tokio und der Kriegseintritt der Sowjetunion taten ihr Übriges. Erst am 15. August 1945 proklamierte Kaiser Hirohito die bedingungslose Kapitulation Japans. Die Besetzung Nippons begann eine Woche später. Das berühmte Bild von der Unterzeichnung der Kapitulationsurkunde auf dem Kriegsschiff «Missouri» datiert vom 2. September.



Vergangenheit verdaut: Premier Abe.

Glanz & Gloria, Grunder & Glättli

Von Christoph Mörgeli

Wer hat noch nicht, wer will noch mal? Bei den Flüchtlingszahlen geht's hierzulande zu wie bei einem Wohltätigkeitsbasar. Ersteigert werden Menschen. Zum Ersten, zum Zweiten, zum Dritten. Hans Grunder (BDP) will 50 000 Flüchtlinge aufnehmen. Annemarie Huber-Hotz (FDP) erhöht auf 80 000. Carlo Sommaruga (SP) ruft mit Hinweis auf die Balkankriege die Zahl 100 000. Und Balz Glättli (Grüne) fordert ebenfalls 100 000. Allerdings allein aus Syrien. Wie lautet wohl Glättlis astronomische Ziffer für Afrika?

Grunders BDP und Glättlis Grüne haben eins gemeinsam: Sie marschieren grimmig auf der Verliererstrasse. Und freuen sich über etwas Glanz und Gloria der medialen Aufmerksamkeit. Doch wo will Grunder die Flüchtlinge unterbringen? Erwartet er Begeisterungstürme seiner Wähler im schönen Emmental? Oder in der BDP-Hochburg Graubünden? Rechnet Glättli mit Applaus seiner Öko-Fundis, die aufs globale Kondomverteilen und auf drastische Abschottung setzen?

Die Hochpreisinsel Schweiz ist für bildungsferne Zuwanderer ungeeignet. Wer jetzt die Tore für Wirtschaftsmigranten aus dem Süden öffnet, schadet dem Land. Und verliert im Herbst die Wahlen. Die SP hat's kapiert. Schachspieler Christian Levrat schwätzt unverbindlich von etwas «Mitverantwortung». Und dann sofort von Energiewende, Erbschaftssteuern und Service public. Bundesrätin Simonetta Sommaruga äussert Betroffenheit, vermeidet aber harte Zahlen. Die CVP verzichtet für einmal auf jede Karitas und lässt Hardliner Gerhard Pfister abwinken. Die FDP tritt im Nebelflor daher, der sich nur kurz fürs Strahlenmeer der kolossalen Verdienste von Europarätin Doris Fiala lichtet.

Verantwortungsvolle Politik sähe anders aus. Die Schweiz müsste von ihrem antiquierten Flüchtlingsbegriff abrücken. Im Interesse der echten Flüchtlinge. Um endlich zur Einsicht zu kommen: Die Ärmsten dieser Welt – vor allem Alte, Kinder und Frauen – sind meist ausserstande, sich auf den Weg zu machen. Unsere Hilfe gilt den Falschen. Eine Entwicklungshilfe, die auf weltweite Beliebtheit schießt und überall etwas Geld verteilt, ist sinnlos. Die Herausforderung heisst Afrika. Wenn es nicht gelingt, dort in nützlicher Frist Rechtssicherheit und Arbeitsplätze zu schaffen, wird Europa afrikanisch. Zum Schaden der Europäer. Genau wie zum Schaden der Afrikaner.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Opportunistisch und realistisch

Von Peter Bodenmann — Warum der Freisinn rechts die Wahlen gegen die SVP gewinnen wird.



Pack schlägt sich, Pack verträgt sich: Brunner (SVP), Müller (FDP), Huber (FDP).

Der Freisinn gewinnt rechts, weil die Zürcher Goldküste keine unnötigen Kriege verlieren will.

Bereits für Robert Grimm war klar: Die Geschichte der Schweiz ist eine Geschichte von Klassenkämpfen. Die Feudalherren schlachteten ihre aufständischen Bauern. Berner Patrizier plünderten während Jahrhunderten die Waadt, das Berner Oberland und Teile des Aargaus. Die Reichen und die Superreichen verkauften die Söhne der Alpen als Söldner.

In Marignano starben 10 000 schlecht ausgerüstete Schweizer Söldner im Kugelhagel der französischen Kanonen. In den Tod getrieben hatte sie der nachmalige Walliser Kardinal Matthäus Schiner.

Man kann Geschichte von oben oder von unten lesen und erzählen. Werner Ryser hat mit dem «Walliser Totentanz» ein lesenswertes Buch über die Zeit von Marignano geschrieben. Die Bevölkerung litt unter den drei Geiseln ihrer Zeit: unter den Kirchen, die Hexen verbrannten. Unter der Pest und dem vermaledeiten Söldnerwesen.

Die angeblich freien und stolzen Schweizer Reichen unterwarfen sich nach Marignano Frankreich. Sie verpflichteten sich, den französischen Königen laufend neue Söhne als Kanonenfutter zu liefern. Gegen gutes Geld. Bestandteil dieses 250 Jahre dauernden Subordinationsbündnisses: Die Innerschweizer

durften sich das Tessin als Untertanengebiet unter den Nagel reissen. Die Berner kurz darauf das Waadtland unterwerfen.

Noch brutaler ging jene reiche Minderheit, die in der alten Eidgenossenschaft politisch die Macht hatte, gegen die eigenen Bauern vor. Ihre berechtigten Aufstände wurden brutal zerschlagen, die Mutigeren unter den Schweizer Bauern gehängt und gevierteilt.

Dies alles war nur möglich, weil die herrschenden Schweizer Familien brutal, opportunistisch und realistisch waren. Von Neutralität keine Spur. Die reichen Katholiken und die reichen Protestanten teilten dem internen Frieden zuliebe die Untertanengebiete unter sich auf. Pack schlägt sich, Pack verträgt sich.

Die Geschichte prägt den Charakter: Wir waren, blieben und sind glücklicherweise opportunistisch und realistisch zugleich. Deshalb haben wir das Steuerhinterzieher-Geheimnis schneller begraben, als die Nepalesen ihre Toten verbrennen.

Und innert kürzester Zeit werden wir uns auch mit der EU arrangieren. So wie sich die Herrschenden nach Marignano mit den französischen Königen arrangiert haben. Begriffen hat dies der Freisinn. Er will und wird die Bilateralen retten. Deshalb wird er rechts die Wahlen gegen die SVP gewinnen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Luhmann reloaded

Von Kurt W. Zimmermann — Der Klick ist die Währung des jungen Online-Journalismus. Auch für alte Zeitungen ist der Klick ein Glück.

Kürzlich traf ich einen Journalisten aus dem Online-Team des *Tages-Anzeigers*. Ich fragte ihn, wie ich mir die interne Diskussionskultur vorstellen müsse.

«Wie diskutiert ihr zum Beispiel, welche Themen gross und welche Themen klein abgehandelt werden?», fragte ich.

«Wir brauchen keine Diskussionen», sagte er, «wir haben Klicks.»

Tatsächlich hat nichts die publizistische Arbeit derart verändert wie die Klicks. Zum ersten Mal in ihrer Geschichte wissen Journalisten heute, welche Beiträge ihre Leser lesen. Sie wissen, wie lange sie lesen und wie oft sie die Artikel via Twitter und Facebook an andere Leser weiterreichen.

Damit starb die uralte Tradition der Zeitungsredaktion. Die Tradition bestand aus Gestochen im Nebel. Endlos debattierte man etwa über die Frage, ob auf die Frontseite die Regierungsumbildung in Algerien oder der Unfall auf der A1 gehöre.

Der Auslandchef war für die Regierungsumbildung in Algerien. Wenn man ihn nach dem Grund fragte, sagte er: «Algerien interessiert unsere Leser.»

Der Nachrichtenchef war für den Unfall auf der A1. Wenn man ihn nach dem Grund fragte, sagte er: «Unfälle interessieren unsere Leser.»

Weil in der alten Zeitungswelt keiner beweisen konnte, was die Leser wollten, verlagerte sich die Diskussion stets auf die normative Ebene. «Du bist elitär», höhnte der Nachrichtenchef. «Du machst Boulevard», höhnte der Auslandchef zurück.

Mittlerweile ist geklärt, was Leser lesen. Die zweithöchste Klickrate auf *Tages-Anzeiger*-online hatte im letzten Jahr ein Beitrag über einen Unfall auf der A1. Übertroffen wurde sie nur vom Abstimmungsresultat zur Masseneinwanderung.

Klicks sind die Währung des Publikumerfolgs. Es ist eine harte Währung. Die Online-Seiten der Medienhäuser sind weitgehend über Werbung finanziert. Je mehr Klicks heisst umso mehr Geld.

US-Newssites wie *Gawker* haben darum begonnen, ihre Autoren nach der Anzahl der Klicks zu bezahlen, die ihre Artikel erzielen. Die Autoren schreiben seitdem nicht mehr über Algerien, sondern über Allergien.

Wir wären damit bei Niklas Luhmann und seiner Differenzierungstheorie. In sozialen Systemen, so Luhmann, entstehen immer Teilsysteme, die eine partielle Aufgabe des Gesamtsystems erfüllen. Das Gesamtsystem reüssiert



Allergien statt Algerien.

dank dem Mix der Teilfunktionen. Genau das ist in der Medienbranche geschehen.

Das System der Internetinhalte hat die Teilfunktion der Oberflächlichkeit übernommen. Es ist rasant, populistisch und boulevardesk. Im System zählt die Resonanz. Man ist am Publikum orientiert. Artikel mit tiefen Klickraten werden schnell aus dem Angebot entfernt.

Das System der gedruckten Inhalte hat die Teilfunktion der Hintergründigkeit übernommen. Es ist bedächtig, distanziert und differenziert. Im System zählt die Relevanz. Man ist am eigenen Anspruch orientiert. Artikel werden weniger an ihrer Wirkung gemessen.

Durch ihre Online-Outlets sind die Zeitungen nicht mehr unter dem Druck, permanent die Vorlieben des Publikums zu bedienen. Für diesen Opportunismus im Markt sind ihre Geschwister aus dem Online-Departement zuständig.

Die Klickjagd im Internet ist darum auch das Glück der gedruckten Presse. Sie hält ihr den Rücken frei. Die Internetschreiber machen die schnelle und erfolgreiche Schmutzarbeit. Die Zeitungsschreiber im gleichen Haus machen dann die Politur.

Das erklärt, warum Tageszeitungen in den letzten Jahren an Niveau gewonnen haben. Sie sind wieder stärker entbunden von der Jagd nach Einschaltquoten. Klick sei Dank.

Höhepunkt

Von Beatrice Schlag — Ein absurd komisches TV-Spektakel.

Die Japaner wieder! Letzten Montag berichtete das RTL-Magazin «Extra» über die neue Karaoke-show eines japanischen Zahlensenders, bei dem die Kandidaten unter sehr speziellen Bedingungen um die Wette singen: Während des Vortrags wird ihnen von Prostituierten ein *Handjob* verabreicht. Gewinner ist, wer kurz vor und während des Orgasmus am längsten die richtigen Töne trifft. Die Ankündigung hörte sich so unappetitlich an, dass man unmöglich wegzappen konnte.



Wider Erwarten waren die eingespielten Ausschnitte zum Brüllen lustig. Der Oberkörper des jeweiligen Kandidaten ist vollständig bekleidet. Und ungefähr ab seinem Bauchnabel ist nichts mehr zu sehen: Eine Art Gehege aus rotem Plastik verdeckt seinen Unterleib und die Frauen um ihn herum, die sich am Gemächt, oder wo auch immer, abarbeiten. Manchmal wackelt es ein wenig am unteren Bildrand, das ist alles. Meist aber sieht man nur ein je nach Sänger zunehmend verzücktes, verzerrtes oder verzweifelt um Konzentration bemühtes Gesicht und hört Töne, die immer mickriger und schiefer werden. Ein absurd komisches Spektakel.

Fassungslose Zuschauer

Über das Fremdschämen beim Anblick von Reality-Shows und ihren freiwillig peinlichen Teilnehmern ist schon hundertfach geschrieben worden. Die Fassungslosigkeit der Zuschauer ist der Hauptgrund für ihren Erfolg. Die japanische Karaoke-show war überhaupt nicht zum Fremdschämen. Man begreift zwar nicht, was sich jemand davon erhofft, «mit Mikrofon und Ständer», wie der *Blick* schrieb, vor die Kamera zu treten. Aber immerhin weiss jeder Kandidat von vornherein, dass er als Lachnummer enden wird. Orgasmus ist nun einmal nicht telegen. Und wenn man dabei noch zu singen versucht, ist eh alles zu spät.

Deswegen wirken auch die Kandidaten am sympathischsten, die nach ein paar Krähtönen lachend aufgeben. Bisher erreichte keiner die für einen Sieg notwendige Punktzahl, was beruhigend ist. Schockieren wird die Show erst, wenn einer fehlerlos und kräftig durch seinen Höhepunkt singt, als passiere da unten nichts, was ihn berührt.

«Die wirklich Schuldigen sind die Länder, in denen Kriege und politische Streitigkeiten ein geregeltes Leben verunmöglichen.» *Karl Bischofberger*



«Absolute Konsequenz»: Flüchtlinge im Mittelmeer.

Moralische Pflicht?

Nr. 17 – Berichterstattung zur Massenflucht Richtung Europa; von Kurt Pelda, Beat Gygi, Alex Reichmuth, Paul Collier und Roger Köppel

Moralische Pflicht ja, aber keine Schnellschüsse gegen die Nachhaltigkeit. Da liegt das Problem. Flüchtlinge aufnehmen ist eine Sache, diese integrieren eine andere. Der weitaus grösste Teil sind junge Männer. Das ist keinesfalls das bekannte Bild von Kriegsflüchtlingen, sondern typisch für Wirtschaftsflüchtlinge. Davon gibt es weltweit Hunderte von Millionen und die wollen alle nach Europa, welches sie mit dem Paradies verwechseln, das nie mehr als eine Illusion war. So ist es. Die Lösung liegt in einer nachhaltigen Hilfe vor Ort. Bildung, wirtschaftliche und nachhaltige Starthilfe anstatt unkontrolliert Geld schicken und dann noch ausbeuten.

Mark Gasche, Kirchberg

Eine tolle Idee: Schliessen wir den Todeskanal übers Mittelmeer und lassen die egoistischen Schwarzen einfach schon in der Wüste auf dem Weg dorthin verrecken. Sowieso klar ausserdem, dass der Staat Verkehrsündern und Steuerhinterziehern (die sind oft ja wenigstens weiss und reich) mehr Mitleid und den Flüchtlingen (immerhin meist schwarz und arm) weniger Mitleid entgegenbringen sollte – schliesslich befinden sich die erstgenannten Personengruppen ja in einer ähnlich prekären

Lebenssituation wie die zweitgenannten. Ausgeklügelte Gedankengänge, sehr beeindruckend.

Stefanie Gründler, per E-Mail

Zunehmend gewinne ich den Eindruck, dass die einzige wirklich zu hundert Prozent zynismusfreie Lösung des zunehmend monströser werdenden Flüchtlingsdramas auf dem Mittelmeer darin bestehen wird, dass zwischen Afrika und Europa eine Brücke gebaut wird. Am besten sogar zwei, eine für Muslime und eine für Christen. Auf diese Weise gelangen wirklich alle Flüchtlinge ohne die geringste Lebensgefährdung nach Europa. Nach schätzungsweise fünf Jahren wäre der Grossteil der afrikanischen Bevölkerung in Europa eingetroffen, verteilt und integriert, die Flüchtlings- und Sozialindustrie würde endlich zum dominierenden Wirtschaftszweig erblühen und hätte ein uneingeschränktes Betätigungsfeld; und das so sehr störende Nord-Süd-Wohlstandsgefälle wäre endgültig perfekt ausgeglichen. Kurz: Niemand mehr in Europa müsste ein schlechtes Gewissen haben, und alle Gutmenschen wären zufrieden. Was wollen wir mehr?

Kurt Gschwind, Lupsingen

Der Flüchtlingsstrom ist nur mit absoluter Konsequenz in den Griff zu bekommen. Was die EU jetzt betreibt, ist die Weiterführung der Schleppertätigkeit auf dem Mittelmeer. Soweit trägt sie eine Mitverantwortung an den

ertrunkenen Flüchtlingen. Es müssten in Nordafrika Triage-Camps erstellt werden, wo jeder Asylbewerber biometrisch erfasst wird. Asylentscheide werden dort gefällt und Abgewiesene sofort aus dem Camp entfernt und nicht mehr zugelassen. Von der Asylindustrie profitierende Personen und Unternehmen sind bei Asylentscheiden und beim Betrieb der Camps ausgeschlossen. Sämtliche Wasserfahrzeuge, die Flüchtlinge nach Europa an Bord haben, sind abzufangen, in ihren Herkunftshafen zu eskortieren, zu leeren und im Hafen abzufackeln. Die EU übernimmt die Präventionskampagnen von Australien eins zu eins. Nur solche Konsequenz hilft den echten Flüchtlingen und rettet letztlich Menschenleben.

Xaver Bolli, Schaffhausen

Ein Mann, wenig begütert oder gar mittellos, zusätzlich vom Schicksal nicht gerade verwöhnt, wohnhaft in einer kleinen, eher kargen Wohnung. Dieser Mann sieht nun, dass nicht weit von ihm entfernt in einem grossen Haus, aus seiner Sicht gar in einer richtigen Villa, die Leute scheinbar sorgenfrei und viel bequemer leben als er. Deshalb beschliesst er, in dieses Haus zu flüchten. Da er leider nicht über die finanziellen Mittel verfügt, um die Helfer für seinen illegalen Umzug zu bezahlen, erzählt er Familie und Freunden von seinem Vorhaben. Diese unterstützen seine Pläne und legen zusammen, bis es reicht.

Leider klappt nicht alles wie geplant. Der arme Mann verletzt sich beim Versuch, in die Villa einzubrechen. Sofort eilen die Bewohner zu Hilfe, holen ihn ins Haus und versorgen ihn. Der Fall erregt Aufsehen: Gute und edle Menschen zeigen sich via Presse erschüttert und fordern, dass so etwas nicht wieder passieren darf und dass ab sofort eine Leiter für den Einbruch zur Verfügung zu stehen hat. Zusätzlich wird spezialisiertes Personal vor Ort gefordert, das bei den nächsten Einbruchversuchen helfend eingreifen soll, damit sich bei künftigen, illegalen Umzugsversuchen niemand mehr verletzt. Gar als selbstverständlich wird vorausgesetzt, dass alle Einbrecher, die mit solcher Unterstützung den Weg ins Haus schaffen, dort auch aufgenommen werden. Das klingt vernünftig und wird so umgesetzt.

Der arme Mann hat es sich unterdessen in der Villa bequem gemacht und beginnt bald, unverhohlenen Forderungen nach einer Teilnahme am Luxus zu stellen. Sollte ihm dies nicht wunschgemäss gelingen, wird ihm auch hier von den guten und edlen Menschen (rechtliche) Hilfe zur Seite gestellt. Nun lädt er Familie und Freunde aus seiner alten Heimat per SMS dazu ein, es ihm gleichzutun. Damit dies auch auf Anhieb funktioniert, sendet er ihnen Geld, das er von seinen neuen Mitbewohnern erhalten hat.

Werner Bolter, Berneck

Ich möchte Frau Bundespräsidentin Sommaruga und den vielen Gutmenschen, welche unsere Grenzen grosszügig für Asylsuchende öffnen wollen, die folgende Frage stellen: Gibt es eine Zahl von Asylanträgen und sogenannten Flüchtlingen, bei der das Boot Schweiz zu voll ist, und wie gross wäre diese Zahl? 20 000, 50 000, 100 000, 500 000, eine Million, zehn Millionen? Wenn wir allen Benachteiligten und Unterdrückten der Welt die Tore öffnen, könnten die obigen Zahlen erreicht werden. Dass es Möglichkeiten gibt, diesen Ansturm zu bremsen, zeigt das Modell Australien. Im Weiteren muss die Attraktivität Europas für die afrikanische «Mittelschicht» gebremst werden, was auch den Brain-Drain der ausgebildeten Menschen aus diesen Entwicklungsländern bremsen würde.

Sebastian Schmid, Biel-Benken

Die Argumentation von Roger Köppel greift zu kurz. Denn bei genauerem Hinsehen trägt die EU doch eine erhebliche (Mit-)Verantwortung dafür, dass es so viele Flüchtlinge gibt. Da man einerseits über eine sehr kurz-sichtige Handelspolitik die afrikanischen Märkte seit etlichen Jahren mit subventionierten Lebensmitteln überschwemmt. Mit der Folge, dass die zur Armutsbekämpfung zwingend notwendigen lokalen Wirtschaftskreisläufe kaum entstehen können. Und dass man andererseits in Brüssel sowie den europäischen Hauptstädten, anstatt den demokratischen Kräften zu helfen, sehr passiv zugesehen hat, wie ein Staat wie Libyen regelrecht zerfällt. Weswegen die eigentliche moralische Pflicht vor allem darin liegt, endlich seitens der Europäer ihr generelles Verhältnis zum südlichen Nachbarn zu klären und neu zu definieren!

Rasmus Ph. Helt, Hamburg

Die wirklich Schuldigen an der aktuellen Flüchtlingskatastrophe sind jene Länder, in denen Kriege und politische Streitigkeiten ein geregelteres Leben verunmöglichen, die unter unfähigen und korrupten Regierungen leiden und die von machtbesessenen Despoten drangsaliert werden. Vor genau siebzig Jahren, am 26. Juni 1945, wurden in San Francisco die Satzungen der eben gegründeten Vereinigten Nationen von damals 51 Nationen – darunter auch Ägypten, Iran, Irak, Libanon, Saudi-Arabien, Syrien, Türkei, Ukrainische Sozialistische Sowjetrepublik – angenommen.

In der Präambel dieser am 24. Oktober 1945 in Kraft gesetzten und noch heute gültigen Satzungen steht: «Wir, die Völker der Vereinigten Nationen, entschlossen, künftige Generationen vor der Geissel des Krieges zu bewahren [...], den Glauben an die Grundrechte, an die Würde und den Wert der menschlichen Persönlichkeit [...] und der

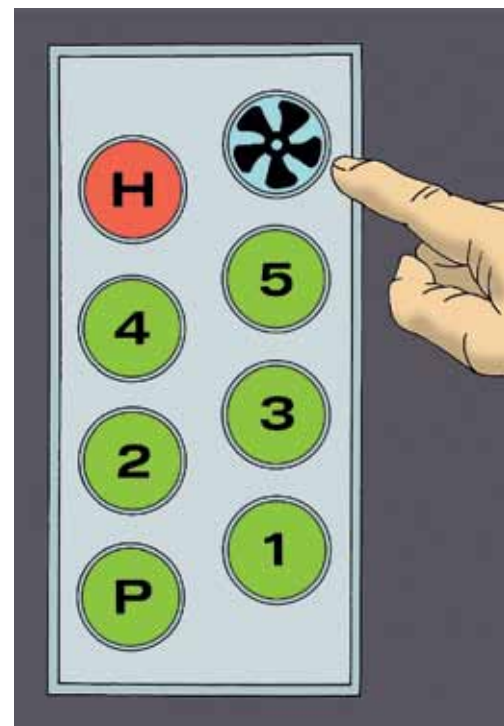
Nationen, der grossen und kleinen, zu befestigen, für die Herrschaft und Gerechtigkeit auf Erden und für die Innehaltung der Verpflichtungen aus den Verträgen und aus andern Quellen des Völkerrechtes die notwendigen Voraussetzungen zu schaffen und den sozialen Fortschritt zu begünstigen und bessere Lebensbedingungen in noch grösserer Freiheit zu begründen, und zu diesem Zwecke Duldsamkeit zu üben und miteinander im Frieden als gute Nachbarn zu leben, unsere Kräfte zur Aufrechterhaltung des Friedens und der Sicherheit unter den Staaten zu vereinigen, [...] durch internationale Lösungen und Einrichtungen den wirtschaftlichen und sozialen Fortschritt aller Völker zu fördern, haben entschieden, unsere Anstrengungen zur Erreichung dieser Ziele zu verbinden.»

Heute zählt die Uno 193 Mitgliedsländer, zu welchen auch all jene Staaten gehören, in denen heute Kriege geführt werden beziehungsweise Misswirtschaft, Korruption und grenzenlose Armut herrschen. Dort sitzen die Leute, die die Flüchtlingsströme zu verantworten haben. Diese Leute foutieren sich um die von ihren Ländern unterzeichnete Charta, wogegen die Uno Resolutionen erlässt, die sich aber – wie die aktuellen Krisenherde schonungslos aufzeigen – als untauglich erweisen! Der in die Charta einführende Schlangensatz liest sich wie ein Hohn auf das, was sich heute im Nahen und Mittleren Osten und auf dem afrikanischen Kontinent abspielt!

Karl Bischofberger, Küsnacht ZH

Darf man das?

Leser fragen, die Weltwoche antwortet



Darf man, wenn man alleine mit dem Aufzug fährt, pupsen? Hans Moser, Linz (Österreich)

Ist man noch jung, verfügt man über die nötige Muskulatur, um sich einen Furz in dieser Situation zu verklemmen. Man schreitet also mit verkrampften Pobacken ins Freie, um ein geschätztes Mitglied der Gesellschaft zu bleiben. Im Alter hat man hingegen das Privileg, überall furzen zu dürfen. Die Altersweisheit erlaubt es einem sogar, im vollbesetzten Aufzug zu furzen und dabei strafend oder vorwurfsvoll einen jüngeren Menschen anzusehen. Ein leerer Aufzug ist aber geradezu eine Einladung, sich zu erleichtern. Für ältere Menschen ist diese Erleichterung manchmal mit einer gewissen Gefahr verbunden, und da sollten alle Aufzugbenutzer froh sein, wenn bei einem derartigen Missgeschick der Täter per Knopfdruck in den Keller verduften kann. Beda Stadler

Intelligent anlegen.

LGT. Ihr Partner für Generationen.
LGT Bank (Schweiz) AG, 044 250 81 81

www.lgt.ch



Private Banking

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem Weltwoche-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Wo kein Wille ist, ist auch kein Weg

Die Personalkosten des Bundes laufen aus dem Ruder. Doch die Finanzministerin macht keine Anstalten, den Misstand zu bekämpfen. Sie plant bloss ein paar kosmetische Retuschen.

Von Hubert Mooser



Die Sonderbehandlung des Bundespersonals frustriert immer mehr Schweizer: Eidgenössische Steuerverwaltung.

Über vier Jahre lang galt das Finanzdepartement (EFD) unter Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf als Hort für finanzpolitische Stabilität. Doch nun steht die BDP-Bundesrätin mit dem Rücken zur Wand: Die Einnahmen aus der direkten Bundessteuer sprudeln nicht mehr wie früher. Statt mit plausiblen Erklärungen versucht sich die Finanzministerin mit Annahmen und Vermutungen über die Runden zu retten. Gleichzeitig laufen die Personalkosten aus dem Ruder. Seit 2008 sind sie von 4,5 Milliarden auf 5,3 Milliarden Franken gestiegen – eine Steigerungsrate von beeindruckenden 18 Prozent. Die Kosten für Beratungen und externe Dienstleistungen stiegen sogar um 33 Prozent.

Im gleichen Stil soll es 2015 weitergehen: «Es sind wieder 200 Millionen Franken mehr als 2014», sorgt sich Nationalrat Leo Müller (CVP, LU), Präsident der Finanzkommission des Nationalrates. Aber erst ab 2016 will Widmer-Schlumpf Korrekturen einleiten und die Personalkosten auf dem Stand von 2015 festzurren. Davon verspricht sie sich Einsparungen von 106 Millionen Franken – bloss Kosmetik. Gespart wird bei dieser Übung kein Rappen, die Finanz-

ministerin will nur das Ausgabenwachstum beim Bundespersonal etwas drosseln.

Rabatte für GA und Kinderkrippen

Wie sie dabei vorgehen will, hat sie in einem Interview mit der *Bilanz* angedeutet. «Wir müssen über den automatischen Lohnanstieg diskutieren. Dieses System ist durchaus zu hinterfragen», sagte sie dem Wirtschaftsmagazin. Es geht um eine für die Steuerzahler teure Extrawurst für Staatsdiener: Der Lohn steigt Jahr für Jahr um bis zu 5 Prozent, bis man das Maximum in seiner Lohnklasse erreicht hat. Zurzeit profitieren laut EFD rund 50 Prozent der Mitarbeitenden des Bundes von dieser Lohnentwicklung. Die anderen 50 Prozent hätten das jeweilige Maximum bereits erreicht. Bisher war Widmer-Schlumpf bekannt dafür, dass sie unerbittlich ihre Pläne vorantrieb. Als Justizministerin zu Beginn ihrer Bundesratskarriere fackelte sie auch in Personalfragen nicht lange. Jetzt beruhigt sie vorsorglich: Es werde keine Lohnsenkungen geben. Inzwischen rudert sie auch bei den beanstandeten Lohnautomatismen bereits zurück: Es handle sich bloss um

einen von mehreren Diskussionspunkten, lässt ihr Departement ausrichten. Richtiges Sparen ginge aber ohnehin anders: Anstellungsstopp, Lohnkürzungen und weniger Abteilungen.

Auch das Parlament leidet unter plötzlichen Beisshemmungen. Ende Februar scheiterten in der Finanzkommission des Nationalrates diverse Anträge zu drastischen personalpolitischen Sparmassnahmen. Auch ein Anstellungsstopp war chancenlos. Es sieht ganz danach aus, als wolle sich im Wahljahr 2015 niemand an der Personalfrage die Finger verbrennen – oder fast niemand.

Immerhin fordert Kommissionspräsident Leo Müller in einer Motion das Einfrieren der Personalkosten und der Ausgaben für externe Beratungen auf dem Stand von 2014. Gleichzeitig verlangt er eine Überprüfung des Lohnsystems. Das will auch Ständerat Peter Föhn (SVP). Der Schwyzer findet: «Die Wirtschaft steht im Gegenwind, die Arbeitnehmenden in der Privatwirtschaft müssen den Gürtel enger schnallen. Da kann der Bund seine grosszügige Personalpolitik nicht einfach fortführen, als wäre nichts passiert.» Ständerat Thomas Minder (SH)

moniert die hohen Durchschnittslöhne beim Bund. 2014 habe ein Bundesangestellter durchschnittlich 121 000 Franken verdient. Unternehmen würden beim Kampf um gute Arbeitskräfte von der Verwaltung stark konkurrenziert, so Müller. Auch Stadt- und Kantonsverwaltungen ziehen bei der Rekrutierung von Personal gegen die Bundesverwaltung meist den Kürzeren.

Dabei sind hohe Löhne und Lohnautomatismen längst nicht alles. Es gibt beim Bund für alles Zulagen, zum Beispiel Orts- oder Funktionszulagen, und Ende Jahr Extraprämien. 2013 zahlte der Bund rund 30 Millionen Franken Leistungsprämien aus, im letzten Jahr erhielten die Verwaltungsmitarbeiter einen Zustupf von 32 Millionen Franken – 0,75 Prozent der gesamten Lohnsumme. Zum Vergleich: Dem Kanton Bern stehen 0,2 Prozent der Lohnsumme für Leistungsprämien zur Verfügung. Bundesangestellte bekommen ein Halbtax gratis sowie 15 Prozent Ermässigung beim Generalabonnement. Grosszügige Rabatte gibt es auch für Kinderkrippen. Familienväter erhalten einen Vaterschaftsurlaub von zehn Tagen.

Die Verwaltung zeigt sich erfinderisch

Anders als die Versicherten bei privatrechtlichen Pensionskassen müssen Bundesangestellte nicht um ihr angespartes Rentenskapital zittern, wenn die Nationalbank Negativzinsen einführt. Die Pensionskasse des Bundes durfte bis Ende April ihre liquiden Mittel ohne Strafzinsen bei der Nationalbank parkieren, die privaten Pensionskassen bekommen dagegen auf den bei ihrer Bank deponierten Geldern den Negativzins verrechnet. Es gibt auch eine Sparkasse Bundespersonal. Dort können die Bundesangestellten Sparguthaben zu Vorzugskonditionen anlegen. Und wenn es ein Bundesangestellter zehn Jahre aushält, was bei diesen Konditionen meistens der Fall ist, bekommt er auch noch eine Treueprämie. Kündigen kann man dem Bundespersonal sowieso fast nicht – auch wenn man vor über zwei Jahren den strengen Kündigungsschutz ein wenig lockerte. Will sich ein Bundesrat von einem Amtsdirektor trennen, hat das immer noch happige Kosten für die Steuerzahler zur Folge.

Das Departement des Innern (EDI) von Alain Berset (SP) muss aufgrund von grosszügigen Abgangsmodalitäten dreimal den vollen Lohn für die gleiche Stelle zahlen. Es geht um das Bundesamt für Statistik in Neuenburg. Nebst dem derzeitigen Direktor, Georges-Simon Ulrich, beziehen auch sein Vorgänger Jürg Marti und seine Vorvorgängerin Adelheid Bürgi-Schmelz das volle Salär – über 300 000 Franken im Jahr. Bei Marti ist eine grosszügige Abgangsvereinbarung der Grund. Madame Bürgi-Schmelz steht dank eines Vertrages, den sie mit dem früheren EDI-Chef Pascal Couchepin (FDP) abschloss, immer noch auf der Lohnliste des EDI. Dieser Vertrag sichert ihr auf Lebenszeit eine gleichwertige Stelle (Amtsdirektion)



Mogelpackung: Widmer-Schlumpf.

beim Bund. Dieses Recht erstritt sich die Dame vor Bundesgericht. Nun erledigt Bürgi-Schmelz als Wirtschaftsberaterin von zu Hause aus kleinere Aufträge für das EDI, die in keinem Verhältnis stünden zum Lohn, berichten gutinformierte Kreise in der Verwaltung.

Die Sonderbehandlung des Bundespersonals frustriert immer mehr Schweizer. Das Parlament nahm schon verschiedentlich Anlauf, um die wachsenden Personalkosten in den Griff zu bekommen. Hans-Rudolf Merz war erst ein paar Wochen im Amt, als er im Januar 2004 die Verwaltung schockte: Er plane den Abbau von 10 bis 15 Prozent der Stellen beim Bund, verkündete der Appenzeller. Konkret hiess das 3500 bis 4500 Stellen weniger. Als Hebel diente das Sparprogramm 2004, eine Aufgabenverzichtsplanung sowie eine Verwaltungsreform. Dazu gab es Abbauprojekte in den Departementen, das grösste im Verteidigungsdepartement mit der Armereform XXI. 2006 wurde die Personaldebatte angereichert durch eine Motion von SVP-Nationalrat Bruno Zuppiger (ZH). Er und 64 Mitunterzeichner aus SVP, FDP und CVP verlangten, dass das Bundespersonal künftig nach Obligationenrecht (OR) angestellt wird.

Finanzminister Merz kannte den richtigen Mann, der die Bundesverwaltung in Bern umkrepeln und auf Leistung trimmen konnte – der frühere Luzerner Regierungsrat Ulrich Fässler. Das war kein Zuckerschlecken: Fässler stiess überall auf Widerstand, die Verwaltung bockte, er musste häufig laut werden, wollte er Dokumente und Unterlagen einsehen. Nur schon eine an sich harmlose Übung wie die Zusammenlegung der über achtzig Bibliotheken der Bundesverwaltung mutierte zum Kraftakt. Als er die üppigen Beraterstäbe der Bundesräte in Frage stellte, bekam er Krach mit der ganzen Landesregierung. Fässler lieferte seinen Bericht Ende 2007 ab. Der Bundesrat nahm den Bericht zur Kenntnis, ohne ihn umzusetzen.

Auch Zuppigers Motion und ein Projekt zur Revision des Bundespersonalgesetzes versanden. 2011 nahm der Bundesrat den Ball noch einmal auf, das Resultat war ein Reförmchen, welches in einer kleinen Annäherung an das Obligationenrecht gipfelte. Der Kündigungsschutz ist etwas weniger grosszügig – aber immer noch viel grosszügiger als in der Privatwirtschaft. Gleichzeitig wurde der Vaterschafts-

urlaub von fünf auf zehn Tage ausgedehnt. Die Regelung ist seit 1. Juli 2013 in Kraft. Um den Stellen-Etat kontinuierlich auszubauen, zeigt sich die Verwaltung erfinderisch. Als in der Wintersession 2011 das Parlament den Personalaufwand des Bundes im Voranschlag 2012 um 150 Millionen Franken kürzte, umging dies die Verwaltung, indem sie verstärkt auf externe Mitarbeiter zurückgriff. Die Geschäftsprüfungskom-

Besonders kräftig legten die Departemente von Alain Berset und Doris Leuthard zu.

mission verfasste hinterher einen scharfen Bericht – und es ging im selben Trott weiter.

Heute arbeiten bei der Bundesverwaltung 37 000 Personen – 4000 mehr als 2004, als Merz seine Personal- und Verwaltungsreform losgetreten hat. Besonders die Departemente von Alain Berset und Doris Leuthard legten kräftig zu. Finanzministerin Widmer-Schlumpf verteidigte dies gegenüber der Bilanz mit den vielen neuen Aufgaben des Bundes.

Eine solche neue Aufgabe wäre für das Bundesamt für Strassen (Astra) angestanden, hätte der Bund wie geplant zusätzliche 400 Kilometer Kantonsstrassen übernommen. Das Astra veranschlagte dafür 34 neue Stellen. Die Strassenübernahme war aber gekoppelt an die Preiserhöhung der Autobahnvignette. Im November 2013 sagte das Volk aber nein zum Vignettenaufschlag von 40 auf 100 Franken. Damit fiel auch die Übernahme der Strassen ins Wasser. Es stellte sich indes heraus, dass das Departement von Leuthard die 34 neuen Mitarbeiter bereits rekrutiert hatte – noch vor dem Urnengang. Eigentlich hätte man sie wieder entlassen müssen, stattdessen wurden sie intern versorgt. Typisch Bundesverwaltung, daran wird auch Widmer-Schlumpf mit ihrer jüngsten personalpolitischen Mogelpackung nichts ändern. ○

Echt
DEVON
Juwelen & Uhren
Rennweg 18
8001 Zürich
www.devon.ch +41 44 222 00 55
© DESIGN DEVON UELI KÜNG

Betrug bei der zweiten Säule

Das hoheitlich befohlene Sparen in der beruflichen Altersvorsorge gleicht einem Schneeballsystem. Die Gesetzesreform «Altersvorsorge 2020» wird wenig daran ändern.

Von Beat Gygi und Marina Lutz (Illustration)

Selbst junge Leute verteidigen vehement und emotional engagiert das, was ihnen irgendwann eine grosse Enttäuschung bringen wird. Wer in Diskussionen über die Altersvorsorge den Sinn des obligatorischen Sparens in der zweiten Säule in Zweifel zieht, findet wenig Verständnis und gilt fast als Spinner. «Nein, Abschaffen wäre doch völlig weltfremd – ohne Pensionskasse würden die Leute zu wenig fürs Alter sparen, viele würden einfach vorher alles Geld verputzen und dann auf Kosten der andern leben.» Das Schweizer Modell der Altersvorsorge mit den drei ähnlich starken Säulen AHV, Pensionskassen und privates Sparen gilt weitherum immer noch als ausgewogene und sinnvollste Lösung zur Absicherung gegen Armut im Alter.

Kalter Wind gleich aus zwei Richtungen

Die zweite Säule, die berufliche Vorsorge über Pensionskassen und ähnliche Einrichtungen, hat in der Schweiz einen besonders guten Ruf, weil sie bei oberflächlicher Betrachtung einen auf jede einzelne Person zugeschnittenen und ehrlichen Plan bereitzuhalten scheint. Angestellte sparen während ihren Arbeitsjahren Kapital an, das nach der Pensionierung dann entweder Monat für Monat als Rente oder teilweise oder ganz als Gesamtsumme an die gleiche Person ausbezahlt wird, welche die monatlichen Sparbeiträge geleistet hat. Jeder erhält gemäss offiziellen Vorgaben am Schluss etwa das, was er zusammen mit seinem Arbeitgeber während seines Erwerbslebens, erhöht um den BVG-Zins, einbezahlt hat. Das System ist seit 1985 in Kraft, und für die meisten Arbeitnehmer und Bürger ist es normal geworden, dass «das System» das Geld zuerst wegnimmt und dann wieder gibt – selbst wenn man nicht genau sieht, was hinter den Kulissen damit passiert.

Nun ist aber Sparen besonders schwierig geworden und damit auch das Vorsorgen für das Alter. Das Negativzins-Regime der Schweizerischen Nationalbank führt vielen Anlegern schlagartig vor Augen, wie sehr sich die Verhältnisse in der Wirtschaft und die Rolle des Geldes verändert haben. Es wird nicht mehr geschätzt, wenn jemand für später im Leben etwas auf die Seite legen will. Klar, Kleinsparer – oft mit gesundem Empfinden für den sorgfältigen Umgang mit Vermögen – ärgern sich schon lange über die niedrigen Zinsen auf ihren Sparkonten, aber nun spüren sie den kalten Wind gleich aus zwei Richtungen.

Nicht nur ihre Sparguthaben, sondern auch ihre Altersvorsorge ist jetzt dadurch bedroht, dass das Kapital bei Minustemperaturen nicht mehr zunimmt, sondern eher schrumpft. Um wie viel Geld es geht, zeigt die Grafik ganz links; in der Zeit seit dem Start der obligatorischen beruflichen Vorsorge sind rund 700 Milliarden Franken als Kapital angehäuft worden. Wenn die Nationalbank für Geld, das von Geschäftsbanken oder Pensionskassen auf ihren Konten deponiert wird, einen Negativzins, eine Strafzahlung, verlangt, färbt das auf die ganze Geschäftskette der Finanzwirtschaft ab, auf Festgelder, auf Sparkonti und letztlich auch auf den persönlichen Ausweis der Pensionskasse. Es passt ins Bild, dass Pensionskassenverwaltungen zunächst gar nicht

Wäre alles sichtbar, würden vor allem die jüngeren Leute erschrecken.

glauben wollten, dass die Negativzinsen auch für sie gelten.

Aber all diese mehr oder weniger offensichtlichen Probleme mit dem Sparen und der daraus folgenden Suche nach alternativen Anlagen sind harmlos im Vergleich zu dem, was man nicht sieht – jedenfalls nicht auf den ersten Blick: In der zweiten Säule mit der beruflichen Altersvorsorge gibt es starke Anzeichen dafür, dass das Sparen zu einem erheblichen

Teil nur vorgetäuscht wird und dass sich in diesem wichtigen Teil der Alterssicherung, der eigentlich auf Kapitaldeckung beruht, eine Umverteilung ausbreitet, die einem Schneeballsystem gleicht.

Umverteilung im Hintergrund

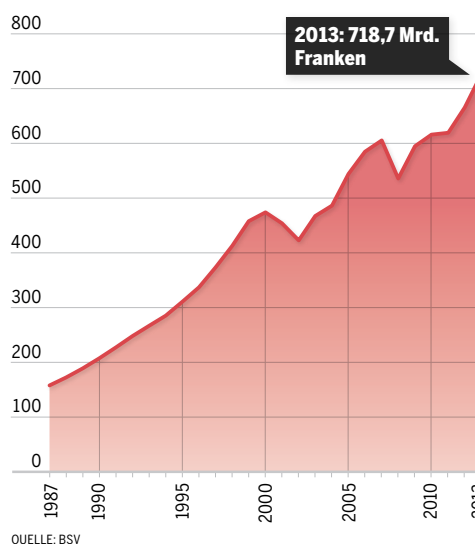
Schneeballsysteme sind dadurch geprägt, dass ein Umverteilungssystem laufend neue Beitragszahler an sich zieht, deren Investitionen dann grossenteils dazu verwendet werden, die Auszahlungen an die alteingesessenen Teilnehmer zu finanzieren. Solange genug Neue eintreten und ihre Beiträge einzahlen, fliessen genug Finanzen in die Kasse, um die Alteingesessenen auszuzahlen. Bezogen auf Pensionskassen heisst das, dass die relativ neu eingetretenen jüngeren Generationen Geld in die Einrichtung einzahlen, von der die Pensionäre ihre Renten erhalten.

Diese Umverteilung im Hintergrund fällt vorläufig allerdings nicht besonders auf, da die Ein- und Auszahlungen noch einigermaßen ähnlich verlaufen. Die zweite Grafik zeigt die jährlichen Einnahmen und Ausgaben in der zweiten Säule, und da die Zuflüsse immer noch deutlich über den Abflüssen liegen und den Kapitalberg weiter wachsen lassen, wirkt das Bild beruhigend.

Aber dieses Bild täuscht und verbirgt die gewaltigen Spannungen, welche die zweite Säule irgendwann zerreißen könnten. Wäre alles sichtbar, würden vor allem die jüngeren

Wachsender Kapitalberg

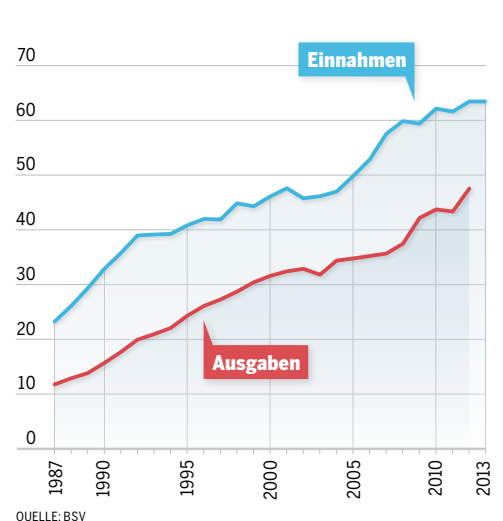
Angespartes Kapital in der zweiten Säule in Mrd. Franken



In der 2. Säule befinden sich rund 700 Milliarden.

Scheinbare Stabilität

Einnahmen und Ausgaben in der zweiten Säule in Mrd. Franken pro Jahr



Die Einnahmen und Ausgaben verlaufen ähnlich.



Die gewaltigen Spannungen könnten die zweite Säule irgendwann zerreißen.

Leute erschrecken. Da man heute schon weitgehend weiss, wie viele Versicherte in Zukunft Renten aus dem System erhalten und wie viele Junge als neue Zahler dazu stossen werden, weiss man auch, dass die geburtenstarken Jahrgänge nächstens schrittweise ins Pensionierungsalter kommen und von da an

Renten beziehen werden. Das wäre kein Problem, wenn ihre Rentenansprüche zu dem passen würden, was sie in der zweiten Säule angespart haben, aber sie werden viel mehr aus dem System herausziehen als das, was sie einbezahlt haben.

Die Spielregeln der beruflichen Vorsorge wurden in den achtziger Jahren festgelegt, als die Lebenserwartung ab Pensionierung für Männer etwa fünfzehn und für Frauen rund neunzehn Jahre betrug. Seither wurden sie nicht stark verändert, obwohl Männer und Frauen heute im Durchschnitt 24 Rentenjahre erreichen. Im Brennpunkt steht der sogenannte Umwandlungssatz. Dieser betrug am Anfang 7,2 Prozent; das heisst, dass vom Pensionierungszeitpunkt an jedes Jahr 7,2 Prozent der angesparten Summe als Rente ausbezahlt wurde. Anders ausgedrückt: Die Stellschrauben des Systems waren so gestellt, dass Pensionierte ihr angespartes Kapital samt Verzinsung nach etwa vierzehn Jahren als Rente bezogen hatten. Am Anfang «stimmte» die Systemeinstellung also etwa, heute aber stimmt sie gar nicht mehr. Seit 2005 liegt der Umwandlungssatz bei 6,8 Prozent; so reicht das Angesparte gegen fünfzehn Jahre. Während der letzten rund neun Jahre ihres Lebens beziehen sie also Geld aus der zweiten

Säule, das andere einbezahlt haben, im Prinzip solche, die noch am Arbeiten sind.

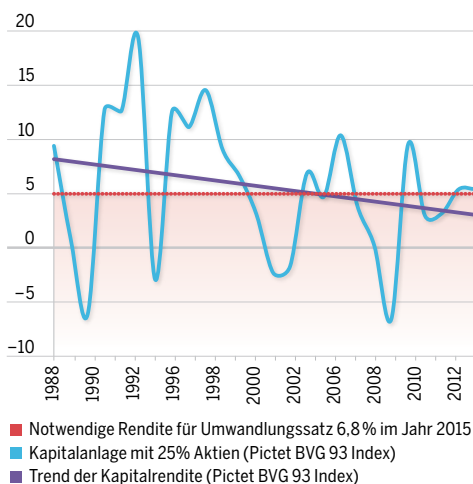
Wenn die Jüngeren es böse ausdrücken wollten, würden sie vielleicht «Rentenklaul» rufen. Aber auch die Arbeitenden haben die Hoffnung, dass die noch Jüngeren ihnen dereinst den Überbezug bezahlen werden. In der Grafik auf Seite 36 kommt zum Ausdruck, wie das System mit diesen ungedeckten Versprechen funktioniert; die Berechnungen stammen aus einer Studie der UBS zur Gesetzesreform «Altersvorsorge 2020». Der erste blaue Balken zeigt die Situation eines heute 55-jährigen Durchschnittsmannes. In der obligatorischen beruflichen Vorsorge hat er zusammen mit dem Arbeitgeber nicht ganz 300 000 Franken angespart, die Summe seiner Rentenansprüche nach der Pensionierung wird aber aufgrund seiner Lebenserwartung und der versprochenen Prozente des Lohnes auf gut 400 000 Franken geschätzt.

Leeres Versprechen

Die Differenz macht gut 120 000 Franken aus; dies ist der Teil der Leistungsverpflichtung der zweiten Säule gegenüber dem betreffenden Mann, der nicht gedeckt ist – der also eigentlich ein leeres Versprechen darstellen würde, wenn es hart auf hart ginge. Bei einer 55-jährigen

Pensionsgelder bringen immer weniger Ertrag

Kapitalrendite im BVG-System in Prozent pro Jahr

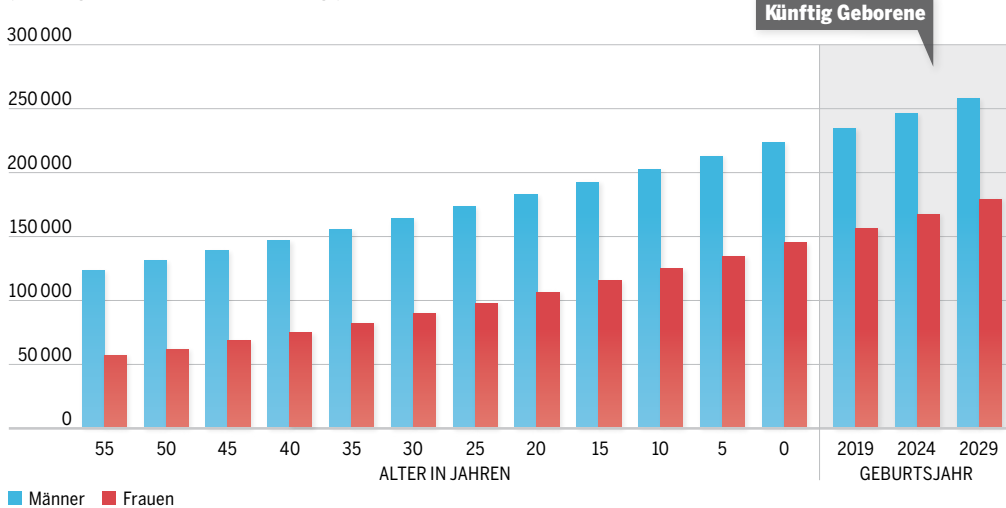


QUELLE: BSV

Der Ertrag sinkt kontinuierlich.

Mehr herausnehmen als einbringen

Ungedeckte Leistungsverpflichtungen nach Alter in der zweiten Säule, in Franken (in heutigen Preisen, inflationsbereinigt)



QUELLEN: BFS, BSV, BVG, UBS

Die ungedeckten Rentenleistungen nehmen mit abnehmendem Alter massiv zu.

Frauen sind die ungedeckten Leistungsverpflichtungen angesichts der typischerweise geringeren Anstellungspensen knapp halb so hoch wie beim Mann. Je jünger jemand ist, desto höher sind unter den heutigen Spielregeln die ungedeckten Versprechen für die Zukunft, da die Lebenserwartung ja noch laufend zunimmt – pro Jahr zurzeit um mehr als zwei Monate. Heute zehnjährige Jugendliche dürfen aus jetziger Sicht im obligatorischen Teil dereinst eine Rentensumme von rund 550 000 Franken erwarten, von diesem Versprechen sind aber rund 200 000 Franken nicht gedeckt. Noch schlimmer wird es für die, die noch gar nicht geboren sind – sofern das System der zweiten Säule nicht grundsätzlich reformiert und ehrlicher gemacht wird.

Bequem und gefährlich

Rasch werden jetzt Politiker und Fachleute einwenden, genau solche Reformen seien ja auf dem Weg. Die grosse Gesetzesvorlage «Altersvorsorge 2020», zu der der Bundesrat Ende 2014 die Botschaft vorgelegt hatte, soll «mit einem umfassenden und ausgewogenen Ansatz das Leistungsniveau der Altersvorsorge» sichern. Die Revision hat zum Ziel, dass sowohl die erste Säule, die AHV, wie auch die zweite Säule, die berufliche Vorsorge, «ausreichend finanziert sind und einen flexibleren Übergang in den Ruhestand erlauben». Die zuständige Kommission für soziale Sicherheit und Gesundheit des Ständerates hat dieser Tage mit den Beratungen begonnen und ist einstimmig auf die Vorlage eingetreten. Die Vorlage enthält rund ein Dutzend grössere Anpassungen, die wichtigsten Punkte sind folgende:

— Das Referenzalter für die Pensionierung soll für Frauen und Männer gleichermassen auf 65 Jahre angesetzt werden.

— Die Pensionierung soll flexibel und individuell gestaltet werden können; wer früher in Rente gehen will, erhält bei der AHV einen Abzug, wer länger arbeitet, einen Zuschlag.

— Der Umwandlungssatz im obligatorischen Teil der zweiten Säule wird von heute 6,8 Prozent innert vier Jahren auf 6 Prozent reduziert.

— Die AHV erhält finanziellen Zuschuss aus der Mehrwertsteuer, die um 1,5 Prozentpunkte erhöht werden soll.

— Die berufliche Vorsorge soll bereits ab Jahreseinkommen von 14 000 Franken möglich sein (bisher ab 21 000 Franken), damit mehr Geld in diese Kasse kommt.

Wer in der Wirtschaft derart frisierte Rechnungen guthiesse, würde sich wohl strafbar machen.

Der für die Altersvorsorge zuständige Bundesrat Alain Berset stuft diese Ansätze als ehrgeizig und zielführend ein, aber wenn man sich den heutigen Zustand und die Dynamik der Altersvorsorge in den ersten zwei Säulen vergegenwärtigt, wirkt die «Altersvorsorge 2020» bequem und gefährlich. Bequem, weil einfach die Mehrwertsteuer herangezogen wird, um Finanzlöcher zu stopfen, weil das Referenzalter für die «Normalpensionierung» bei 65 Jahren bleiben soll und weil der Umwandlungssatz zu wenig reduziert wird, um die gewaltige Umverteilung von Jünger zu Älter zu korrigieren.

Bequem ist diese Politik auch, weil sie auf die gut sichtbare und politisch gut verwertbare Begünstigung der Rentenempfänger setzt und auch darauf, dass die ältere Bevölkerung in Volksabstimmungen in der Mehrheit sein dürfte. Gefährlich ist sie aus genau den

gleichen Gründen. Die mehr oder weniger versteckte Benachteiligung der jüngeren Jahrgänge wird damit anhalten und das Risiko von ernsthaften Konflikten zwischen den Generationen steigern. Gewiss, verdeckte Umverteilung, Intransparenz oder gar Unehrlichkeit sind in der zweiten Säule keine neuen Erscheinungen.

Zu hohe Zinssätze

Martin Janssen, emeritierter Ökonomieprofessor der Universität Zürich und Eigentümer der unter anderem in der beruflichen Vorsorge tätigen Beratungs- und Softwarefirma Ecofin, weist darauf hin, dass neben dem Umwandlungssatz weitere Kenngrössen im System unrealistisch seien, etwa die Annahmen über die langfristig erwartete Rendite für eine risikoarme Kapitalanlage. Die meisten Pensionskassen arbeiten immer noch mit alten und deutlich zu hohen technischen Zinssätzen, das heisst, sie rechnen dem vorhandenen Kapital eine künftige Wertsteigerung zu, die kaum erreichbar ist.

Die dritte Grafik, Seite 35, zeigt, wie sehr sich die tatsächlichen Renditemöglichkeiten verdüstert haben. Damit gaukeln viele Pensionskassen eine künftige Fähigkeit zum Auszahlen von Renten vor, die sie gar nicht haben. Der Deckungsgrad, den Vorsorgeeinrichtungen dank offiziellen Umwandlungssätzen und technischen Zinssätzen ausweisen können, ist also deutlich höher als der wirtschaftlich realistische Deckungsgrad, auch dies müssen die Jüngeren ausbaden. Aus Janssens Sicht kommt diese Praxis in die Nähe von Bilanzfälschung; wer in der Wirtschaft derart frisierte Rechnungen präsentieren und gutheissen würde, würde sich wohl strafbar machen. Dass die Welt der zweiten Säule aber offenbar nach andern Ritualen funktioniert als eine durch Wettbewerb, Haftung, Verantwortung und Transparenz geprägte Wirtschaft, zeigt sich etwa daran, dass ein BVG-Experte auf die Frage, warum nicht die wirtschaftlich echten Deckungsgrade ausgewiesen würden, am Telefon zunächst eine ganze Weile lang laut lacht.

In den vergangenen dreissig Jahren ist offensichtlich einiges passiert, denn in den siebziger Jahren hatten mehr als zwei Drittel der Bürger laut damaliger bundesrätlicher Botschaft eine genügende freiwillige Vorsorge. Heute ist die Vorsorge obligatorisch und, gemessen an den Versprechen, ungenügend, alle sind anderen irgendwie etwas schuldig. Nach der Kollektivierung der Verantwortung, der Verpolitisierung der Ansprüche, speziell des Umwandlungssatzes wie auch der Anlagevorschriften, hatte niemand mehr grosse Anreize, die Altersvorsorge auf die realen Möglichkeiten wie Zinsentwicklung oder Alterung der Bevölkerung abzustimmen. Die Gesetzesvorlage «Altersvorsorge 2020» verspricht keine Trendwende, auf den fast 250 Seiten kommt der Begriff «Wettbewerb» zweimal und der Begriff «Verantwortung» einmal vor. ○

Wieder ein grosser Konzern für ein kleines Land: LafargeHolcim.

Legen Sie das Fundament: An der ausserordentlichen Generalversammlung vom 8. Mai in Zürich können eingetragene Aktionäre über die Zukunft von Holcim bestimmen. Mit einem Ja ermöglichen Sie den Zusammenschluss von Holcim mit Lafarge und schaffen einen neuen Weltmarktführer in der Zementindustrie. Die Standorte von Holcim und Lafarge ergänzen sich perfekt. Vom neuen

Hauptsitz in Zürich aus werden wir in über 90 Ländern operieren. Die Synergien des Zusammengehens sind so markant wie vielfältig. Wir stärken unsere Innovationskraft sowie die operative Exzellenz und steigern dadurch den Ertrag nachhaltig. Kurz: Kunden, Aktionäre und alle Mitarbeitenden werden direkt davon profitieren. Erfahren Sie mehr auf www.holcim.com/LafargeHolcim



Patriot mit Pokermiene

Nationalrat Lukas Reimann (SVP) leitet am Wochenende die 30. Mitgliederversammlung der Auns. Der Senkrechtstarter sieht sich als Brückenbauer zwischen Konservativen und staatskeptischen Liberalen. Ein Treffen in seiner Heimatstadt Wil. Von Florian Schwab und Lukas Maeder (Bild)

Der historische Kern des Städtchens Wil im Kanton St. Gallen zeichne sich nicht durch «prunkvolle Einzelbauten» aus, ist im schmalen Bändchen der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte nachzulesen. Die Identität entspringe vielmehr den «überschaubaren Dimensionen» und der «intimen Geschlossenheit». Das Herz der pittoresken Altstadt ist der «Hof zu Wil», ein burgähnliches Gebäude mit frühmittelalterlichen Mauern.

Am Brunnen auf dem Hofplatz treffen wir Lukas Reimann. Fast könnte man meinen, in seinem Auftritt spiegle sich die – wie es im Kunstführer weiter heisst – «bürgerliche Kultur einer alten Marktstadt»: Reimann ist kräftig gebaut, seine Stimme so klar wie sein Händedruck fest. Er legt nicht jedes Wort auf die Goldwaage, spricht geradeaus. Diesem SVP-Mann würden wahrscheinlich selbst Sozialdemokraten einen Gebrauchtwagen abkaufen.

Lernen vom Übervater

Seine Kleidung an diesem Freitagvormittag ist sportlich-unpräzise und dennoch modisch: Zur Jeans kommt ein Hemd von Burberry (die Ärmel hochgekrempt), darüber eine Jacke des kalifornischen Labels Hollister – sonst eher ein Markenzeichen für demonstrative Unangepasstheit und amerikanische Jugendkultur. Auch politisch passt Reimann in keine Schublade. Er kommt am Stammtisch ebenso gut an wie bei intellektuellen Veranstaltungen. Seine Positionen sind manchmal gewagt (als Befürworter der Goldinitiative), manchmal stramm bürgerlich (EU, Migration) und manchmal fast anarchistisch (zum Thema Glücksspiel). In seiner Freizeit ist Reimann ein begeisterter Pokerspieler, nimmt erfolgreich an «hoffentlich legalen» Turnieren in der Schweiz teil. In Las Vegas ging er bei einem grösseren Wettkampf um ein Haar als Sieger hervor.

Lukas Reimann wurde vor acht Jahren zum ersten Mal für die SVP in den Nationalrat gewählt und war damals sein jüngstes Mitglied. Bald wurde er als «Enkel Blochers» bezeichnet, dann als «Blochers Gehirn». Reimann lacht. «Das mit dem <Gehirn> ist natürlich Unsinn.» Und das mit dem Enkel? Von Blocher, sagt er, könne man sehr viel lernen, doch «wie im Familienleben werden die Enkel erwachsen und selbständig. Heute begegne ich ihm auf gleicher Augenhöhe. Er hört mir zu und ich ihm.»

Der höchste politische Wert besteht für ihn in der Freiheit des Einzelnen – bedroht einerseits durch eine Annäherung der Schweiz an



Liberaler Frischzellenkur: SVP-Politiker Reimann, 32.

die EU sowie durch das Interessengemenge von *big government* und *big business*.

Die NZZ sieht das «jugendliche Ausnahme-talent» gleichzeitig als «Risikofaktor». In dem Artikel greift Nationalrätin Christa Markwalder (FDP) zum Vorwurf, Reimann hege «einen Hang zu Verschwörungstheorien». Die Rede ist von einem Vortrag, den der SVP-Mann 2011 vor einer Versammlung zur Hinterfragung der sogenannten Bilderberg-Konferenz in St. Moritz hielt – einem Stelldichein politischer und wirtschaftlicher Eliten. Für Reimann zielt der Vorwurf ins Leere: Er habe an dem Anlass, wie immer, lediglich für die Freiheit, Unabhängigkeit und Neutralität der Schweiz votiert. «Diese sind nicht durch unsichtbare Mächte bedroht, sondern durch eine sichtbare Macht namens EU.» Und an die Adresse von Ratskollegin Markwalder fügt er augenzwinkernd hinzu: die «wohl abstruseste Verschwörungstheorie, die ich von ihr je gehört habe» sei, dass die Schweiz mit einem EU-Beitritt «demokratischer und wirtschaftlich erfolgreicher» werde.

Aufgewachsen ist Lukas Reimann vor allem in Wil, die Kantonsschule absolvierte er in St. Gallen. In den späten neunziger Jahren begann er sich in der St. Galler Jung-SVP und in der örtlichen Partei zu engagieren. Er galt als wortgewandter, eher hemdsärmeliger Vertreter. Wo es verlangt war, konnte er wettern und poltern.

Bald, am ersten Samstag im Mai, steht ein grosser politischer Auftritt bevor: Lukas Reimann wird die dreissigste Mitgliederversammlung der Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz (Auns) leiten, deren Präsident er seit einem Jahr ist. Achthundert Mitglieder werden erwartet im Hotel «National» in Bern. Im letzten Herbst hatte er in Winterthur einen weitherum beachteten Auns-Anlass mit dem britischen Politiker Nigel Farage von der EU-kritischen Ukip veranstaltet. Mit seiner vorläufigen Bilanz ist Reimann sehr zufrieden: Im letzten Jahr habe die Auns nach mehrjähriger Durststrecke Neumitglieder in vierstelliger Höhe anziehen können, darunter viele Junge.

Ein «Meer von Kopftüchern»

Das Stadtgespräch in Wil dreht sich derzeit um die junge SVP-Lokalpolitikerin Sarah Bösch. Die 33-Jährige wird durch die Medien gezerrt, seit sie sich auf Facebook über eine Polizeikontrolle ausgelassen hat, bei der sie leicht alkoholisiert am Steuer von der Polizei festgehalten worden war. «Zum Glück weiss kaum jemand von der Presse, dass ich auch in Wil wohne», schmunzelt Reimann, angesprochen auf das Thema. Sonst wäre wahrscheinlich auch er in den Sturm im Wasserglas hineingezogen worden.

Sarah Bösch kenne er nur flüchtig, hält Reimann fest, natürlich habe sie eine «Dummheit» begangen. Die linken Medien hätten sich die Chance nicht entgehen lassen, auf die rechte Politikerin loszugehen. Dabei könne es eine

wie sie aus ihrer Sicht ja eigentlich gar nicht geben: Eine junge Frau mit südländischem Teint, die sich für die SVP engagiert.

Über eine verwinkelte Treppe führt er unsteil hinab zum Stadtweiher. Der romantische See liegt seelenruhig in der Morgensonne; Enten kreisen auf dem Wasser. Die Szenerie ist jetzt menschenleer, doch am Wochenende blicke man hier auf ein «Meer von Kopftüchern». Denn unter der Woche dürften die bedauernswerten muslimischen Frauen vermutlich das Haus nicht verlassen, so Reimann. In der Rubrik «Mein Sonntag» der Sonntagsausgabe des *Blicks* habe er einmal etwas grossspurig angegeben,

Die Hilfe durch den Staat führe immer tiefer in den Sumpf der Unmündigkeit.

dass er hier am Sonntag üblicherweise spazieren gehe. Doch tatsächlich sei dies aus zeitlichen Gründen leider «eher selten» der Fall, führt er an und blickt belustigt drein.

Den Umgang mit den Medien beherrscht Reimann virtuos. So hat er vor ein paar Wochen einen Stein ins Wasser geworfen: mit seiner Forderung, auch weisse, männliche Schweizer sollten unter den Schutz der Antirassismus-Strafnorm gestellt werden. «Natürlich lehne ich diese Strafnorm ab. Es ging mir darum, zu zeigen, wie absurd sie ist.» Also ein öffentlichkeitswirksamer Scherz? «Nein, solange es diesen Artikel gibt, sehe ich nicht ein, warum er nur für bestimmte Gruppen gelten soll.» Hoch über dem See thront die alte Burg.

Seine Kritik am Antirassismus-Artikel unterfüttert der Jurist mit Masterabschluss an der Uni Bern, der derzeit sein Anwaltspraktikum in Wil absolviert, mit philosophischen Grundsatzfragen: Die Hilfe durch den Staat, wovon die Strafnorm ein Beispiel sei, helfe den Betroffenen meist gar nicht, sondern führe sie immer tiefer in den Sumpf der Unmündigkeit.

Stark sei, wer für sich selbst sorgen muss, sagt der Präsident der Auns, die vor dreissig Jahren von Christoph Blocher als politische Massenorganisation gegründet wurde, um die Bevölkerung gegen den EU-Beitritt zu mobilisieren. Sie blieb zwar immer ein Faktor in der Schweizer Politik, agierte aber in den letzten Jahren teilweise glücklos. Die Basis stagnierte bei rund 40 000 Mitgliedern. Auch den Schrecken der Referendumsfähigkeit büsste die Auns zeitweilig ein: Die Unterschriften gegen das Steuerabkommen mit Deutschland brachte das alte Schlachtross der Schweizer Patrioten haarscharf nicht auf den Weg.

Die von der Auns unterstützte Goldinitiative scheiterte im vergangenen Herbst mit mageren 22,7 Prozent Ja-Stimmen. Reimann hatte sich an vorderster Front engagiert. Am Tag nach seiner bislang grössten politischen Niederlage hatten wir damals einen vom Abstimmungskampf ge-

zeichneten Lukas Reimann getroffen. Obwohl er sich fast die Finger verbrannt hatte, wolle er das Thema weiter bewirtschaften: «Spannende Ideen für die politische Debatte gibt es auch in Zukunft genug. Ich denke beispielsweise an das freie Marktgeld, also einen Wettbewerb zwischen privaten Währungsanbietern.»

Reimann hegt Sympathien für die Galionsfigur der amerikanischen Libertären, den ehemaligen Präsidentschaftskandidaten Ron Paul, der mit dem Kampfspruch «End the Fed» zu weltweiter Berühmtheit gelangte. Aufgrund seiner politischen Nähe zu solchen Positionen durfte Reimann kürzlich im Schweizer Fernsehen für die libertäre Philosophin Ayn Rand plädieren. Bei deren hartgesottenen Anhängern löste dies Irritationen aus: Für Lukas Reimann von der SVP höre die Freiheit bei Kautabak und Glücksspiel auf, ätzten sie. Den Adressaten lässt das kalt: Er sei «patriotisch-liberal». Nur eine unabhängige Schweiz könne die Freiheit des Einzelnen garantieren.

Grosse Ziele für die Auns

Der Weg nach Brüssel hingegen führe direkt in den sozialdemokratischen Bevormundungsstaat. Aus dem Grund will Reimann die Auns wieder zu alter Stärke führen. «Sie ist und bleibt die einzige auf Dauer ausgerichtete, überparteiliche politische Volksbewegung, die sich für das Erfolgsrezept Schweiz einsetzt.» Was ist mit Blochers neuem Komitee «EU-No», das Gegner einer engeren Anbindung an Brüssel aus allen Teilen der Bevölkerung vereint? «Ich sitze selbst in diesem Komitee, aber es wird nach der entscheidenden Abstimmung wieder aufgelöst.» Die Auns aber bleibe.

Ein Defizit seiner Organisation, so die Überzeugung Reimanns, sei es, dass nach dem Tod des ehemaligen Direktors des Schweizerischen Gewerbeverbands, Otto Fischer, Mitte der neunziger Jahre der im Freisinn verwurzelte Strang etwas verkümmert sei. Dieses Manko soll die Auns auf Reimanns Initiative hin durch die Wahl prononciert liberaler Personen in den Vorstand kompensieren. Dabei überspringt er die Generation zurzeit tonangebender FDP-Funktionäre und schlägt Christian Zulliger, Vizepräsident der FDP des Zürcher Weinlands, vor – gleichzeitig Gründer des Hayek Club Zürich, der innert Kürze an der Universität Zürich Fuss gefasst hat und dort mit zunehmendem Erfolg das Erbe des liberalen Philosophen pflegt. Zudem auf der Liste: Christoph Stampfli, ein führender Exponent der liberalen Partei «up!», die als Abspaltung ehemaliger Jungfreisinniger entstanden ist, denen die FDP zu staatstragend wurde.

Wie Christoph Blocher im Grossen, so organisiert auch Lukas Reimann seine Truppen. Der Auns-Präsident will ein Brückenbauer zwischen erdverbundenen Konservativen und staatskeptischen Liberalen sein. ○

«Wir wiegen uns in falscher Sicherheit»

Urs Breitmeier bewegt sich mit der Ruag in einem schwierigen Umfeld. Hier spricht der CEO des Berner Waffen- und Technologiekonzerns über die Folgen der Euro-Krise, Waffenlieferungen nach Russland und die Gründe, warum die Bedrohungslage in der Schweiz unterschätzt wird. *Von Martin Spieler*

Herr Breitmeier, wie wirkt sich die Aufhebung des Euro-Franken-Mindestkurses bei der Ruag aus?

Die Frankenaufwertung trifft uns hart. Wir exportieren aus der Schweiz für knapp 400 Millionen Franken Güter. Diese sind um fast 20 Prozent teurer geworden. Das wird uns mittelfristig treffen. Dieses Jahr noch nicht, weil wir viele Geschäfte abgesichert haben. Sorgen macht mir das nächste Jahr.

Werden Sie Arbeitsplätze ins Ausland auslagern?

Wenn sich der Euro auf diesem tiefen Niveau hält, müssen wir prüfen, ob wir einzelne Produktionsschritte ins Ausland auslagern. Auch beim Einkauf müssen wir vermehrt auf Lieferanten aus dem Ausland zurückgreifen.

Die Frankenaufwertung trifft Sie doppelt: Sie müssen schrumpfende Aufträge seitens der Schweiz durch zusätzliche Verkäufe im Ausland und an zivile Kunden wettmachen: Wie soll dies geschehen?

Der Anteil der Schweizer Armee an unseren Bestellungen ist seit 1999 von 800 auf unter 500 Millionen Franken zurückgegangen. Knapp 70 Prozent unserer Aufträge kommen heute aus dem Ausland. Die Ruag hatte bei der Gründung mit 90 Prozent Aufträgen der Schweizer Armee begonnen. Dieser Anteil ist auf nur noch 29 Prozent zurückgegangen. Trotz starkem Franken wollen wir den Auslandsanteil ausbauen.

Wo sehen Sie am meisten Potenzial?

Im Raumfahrtbereich und im Kleinkalibermunitionsgeschäft vor allem in den USA, im Rüstungsbereich in asiatisch-pazifischen Ländern und im Nahen Osten. In der Luftfahrt ist für uns Europa sehr wichtig. Da sind wir im Airbus-A320-Programm drin. Die Ruag ist unter anderem verantwortlich für die letzten 13 Meter des Rumpfes. Pro Monat produzieren wir fünfzig Module und liefern sie an die Endmontagelinie von Airbus.

Und in der Wehrtechnik?

Die grösste Chance ist für uns die Kombination von ziviler und militärischer Nutzung. Da nutzen wir Synergien. Wir profitieren davon, dass die Schweiz ein neutrales Land ist. Das hilft uns in der Vermarktung. Auch für die Schweiz ist die Herstellung von Wehrtechnikgütern wichtig, denn in einer Krise kann sie auf niemanden zählen. Eine

eigene Industriebasis für die Verteidigungssicherung ist entscheidend, dass man im Krisenfall die Armee über eine längere Zeit funktionstüchtig halten kann. Der Auftrag, den die Ruag von ihrem Eigner bekommen hat, zielt genau darauf ab: in der Krise die Armee so mit Technologie zu versorgen, dass die Schlüsselssysteme betrieben werden können.

Wie stark ist die Schweiz in der Wehrtechnik noch Selbstversorgerin?

Es ist eine Illusion, zu glauben, wir seien unabhängig vom Ausland. Wir sind auf Technologie aus dem Ausland angewiesen. Da ist es wichtig, dass die Ruag in Nischen wie bei der

«Wir haben in Russland viel investiert und hatten grosse Hoffnungen. Damit ist es vorbei.»

Nutzlastverkleidung der europäischen und amerikanischen Raketen führend ist. Als zuverlässiger und wichtiger Partner wird man automatisch mehr respektiert und hat auch einfacheren Zugang zu Komponenten und Technologien.

Wem wollen Sie mehr Rüstungsgüter verkaufen?

Potenzial haben das Nato-Land Türkei und im Nahen Osten Saudi-Arabien als grösster Kunde in dieser Region. Im Moment ist es in diesen Ländern aus politischen Gründen für uns aber schwierig, zum Teil auch unmöglich, Aufträge anzunehmen.

Warum? Ruag-Waffen kamen auch in den Bürgerkriegen in Syrien oder der Ukraine zum Einsatz.

Das war nicht unsere Absicht. Verträge wurden nicht eingehalten. Die Ruag hatte korrekt gehandelt. Wir halten uns strikt an Schweizer Regeln. Diese sagen klar, dass man keine Waffen in Kriegsgebiete liefern darf.

Allerdings ist es auch klar, dass kein Kunde deklarieren würde, dass er Waffen für Syrien oder die Ukraine kauft.

Im Fall Syrien haben die Vereinigten Arabischen Emirate, welche als unser Kunde auftraten, einen Vertrag falsch interpretiert. Diesen Fehler haben die beiden Staaten auf dem politischen Weg geregelt. Fehler können trotz Sorgfalt nie vermieden werden.

Liefern Sie noch Waffen an Russland? Da waren Sie recht aktiv.

Wegen des Ukraine-Konflikts kam unser Geschäft mit Russland praktisch vollstän-

dig zum Erliegen. Wir hatten in früheren Jahren in verschiedenen Bereichen Aktivitäten in Russland aufgebaut und sahen grosses Potenzial. Etwa beim Verkauf von Kleinkalibermunition für Jagd und Sport oder Trainings-systemen. Wir haben in Russland viel investiert und hatten grosse Hoffnungen. Doch damit ist es vorbei.

Dürfen Sie nicht mehr nach Russland liefern, weil Ihnen dies der Bundesrat verboten hat?

Nein, als Schweizer Unternehmen dürften wir weiter Kleinkalibermunition nach Russland liefern – solange diese nicht als Kriegsmaterial genutzt wird. Das Problem für uns ist Deutschland: Vom Standort Deutschland aus kriegt man derzeit keine Genehmigung mehr zur Ausfuhr von Kleinkalibermunition nach Russland.

Sie übernehmen freiwillig die Sanktionen der EU gegenüber Russland?



«Wir werden alle gehackt»: Ruag-Chef Breitmeier.

Ja, das machen wir. Wir wollen uns nicht als jemanden exponieren, der EU-Sanktionen umgeht.

Aber die Schweiz ist doch neutral?

Die Schweiz und die Ruag sind zwei verschiedene Dinge. Die Schweiz ist neutral, die Ruag vertritt ihre Geschäftsinteressen im Rahmen, den die Staaten ihr geben. Für die Ruag mit ihrem wichtigen EU-Geschäft ist es besser, dass sie sich freiwillig diesen Sanktionen anschliesst.

Wurde von der EU oder Kunden aus Europa oder den USA politisch Druck auf Sie ausgeübt, dass Sie Russland nichts mehr liefern?

Nein, aber wir wissen, dass es schlecht ankäme, wenn wir Aufträge aus Russland annähmen. Vom Bund aus hätten wir einige Geschäfte mit russischen Kunden abwickeln dürfen. Wir halten uns freiwillig zurück.

Wie stark beeinflusst die Politik Ihre Strategie?

Wir halten uns an die Gesetze der Schweiz und bewegen uns im Rahmen der Eignerstrategie. Ansonsten haben wir unternehmerische Freiheit. Bundesrat Maurer als unser Ansprechpartner in der Landesregierung lässt uns für unser Auslandengagement genügend Spielraum.

Mischt sich Bundesrat Maurer bei heiklen Geschäften nicht ein?



Bundesrat Maurer führt uns nicht politisch, sondern unternehmerisch. Ich informiere ihn über alle kritischen Geschäfte, aber er lässt uns genügend Freiraum. Er weiss, dass unsere Auslandgeschäfte helfen, die Sicherheitslage der Schweiz in Krisenzeiten zu verbessern.

Wo sehen Sie die grössten Risiken für die Schweiz?

Neben den geopolitischen Krisenherden orte ich die grössten Risiken im Terrorismus. Dieser trifft den Kern unserer liberalen Gesellschaft. Die Möglichkeit, sich frei bewegen und äussern zu können, wird in Frage gestellt. Die Terroristen nutzen unsere freiheitliche Staatsordnung für ihre Schandtaten. Wir machen es den Terroristen relativ leicht.

Warum?

Durch unsere offene Gesellschaft, die leicht verletzbar ist. Wenn wir uns besser schützen wollen, müssten wir unsere freiheitliche Staatsordnung aufgeben. Die Art der terroristischen Anschläge, wie wir sie in Paris gesehen haben, ist eine neue Bedrohung. Die Welt ist eindeutig unsicherer geworden.

Können Sie da als Wehrtechnikkonzern Schutzmöglichkeiten bieten? Gegen Terroristen kann man sich nur begrenzt schützen.

Wir können für die Überwachung Technologie anbieten. Unsere Cybersparte bietet Lösungen für eine sichere Kommunikation.

Was machen Sie im Cyberbereich konkret?

In der Schweiz sorgen wir dafür, dass die kritischen Führungsnetze sicherer werden. In Paris waren nach den Terroranschlägen innert kurzer Zeit 80 000 Sicherheitskräfte im Einsatz. Diese müssen kommunizieren. Wenn Terroristen in solchen Momenten die Kommunikationsnetze stören würden, wäre eine Aktion oder eine Abwehr schwierig. Wir fokussieren dabei auf Nischen. Wir können aufzeigen, wie der Zustand der Netze ist und ob diese allenfalls gehackt werden.

Aber heute werden doch alle Netze gehackt. Selbst das Handy von Bundeskanzlerin Merkel wurde abgehört.

Das findet bei uns auch statt. Auch die Handys unserer Bundesräte können überwacht werden. Wir werden alle gehackt. Dessen sind wir uns viel zu wenig bewusst. Wir gehen zu leichtfertig mit Daten und sensiblen Informationen um. Heute muss man sich bewusst sein, dass, wenn jemand will, er praktisch jeden Computer und jedes Handy hacken und sich Zugang zu unserem Datenverkehr verschaffen kann.

Was kann noch schlimmer werden?

Terroristen könnten nicht nur Nutzer hacken, sondern auch elektronische Systeme manipulieren. Wenn beispielsweise jemand über einen Angriff via Cyberwelt die elektronischen Zugangssysteme blockiert, könnten wir in viele wichtige Gebäude nicht mehr hinein, und wir hätten keinen Bürozugang mehr. Das ist eine sehr reale Gefahr.

Wiegen wir uns in einem trügerischen Gefühl von Sicherheit?

Wir wollen nicht wahrhaben, dass die Welt heute weit unsicherer ist als noch vor wenigen Jahren. Mir macht es Sorgen, dass viele auch in der Schweiz die Bedrohungslage unterschätzen. Viele sehen nicht, dass es nur noch wenig braucht, bis wir einen Flächenbrand erleben. Diese Naivität führt dazu, dass wir uns in falscher Sicherheit wiegen. Viele westliche Staaten haben ihre Verteidigungsausgaben heruntergefahren. Das ist ein gefährliches Verhalten.

Das müssen Sie sagen, denn Sie möchten ja Waffen verkaufen.

Tatsache ist: Die europäischen Staaten haben weniger in Wehrtechnik investiert. Doch das könnte sich ändern. Die Ukraine-Krise und die Terroranschläge von Paris könnten die Staaten dazu bewegen, vermehrt in Wehrtechnik zu investieren.

Sie sind Oberst der Schweizer Armee und führen einen Wehrtechnikkonzern: Wie gut ist unsere Armee aufgestellt?

Eine Armee ist aus Sicht der Offiziere nie genügend gut aufgestellt. Die Schweizer Armee macht aber mit ihrer Weiterentwicklung die richtigen Schritte. Die Schweiz hat als erstes Land in Europa die Armeebudgets wieder erhöht. Das ist ein richtiges Signal.

Wie viel sollte uns Sicherheit wert sein?

Die Nato gibt ihren Mitgliedern die Empfehlung, zwei Prozent des Bruttosozialproduktes in die Wehrtechnik zu investieren. In der Schweiz investieren wir weniger als ein Prozent. Das ist eindeutig zu wenig.

Wo müsste die Schweiz denn mehr in die Sicherheit investieren?

Die Überwachung unseres Luftraumes ist wegen der verlorenen Gripen-Abstimmung bei einer länger dauernden Krise gefährdet. Die Armee ist technologisch gut ausgerüstet. Aber wir sind zu wenig gut aufgestellt, um unsere Systeme auf lange Zeit zu nutzen.

Engagieren sich die bürgerlichen Parteien zu wenig für die Armee?

Leider schon. Es gibt nur noch wenige profilierte Sicherheitspolitiker. Mit diesem Thema kann man sich kaum Wählergunst holen.

Auch in der Wirtschaft hat die Armee an Rückhalt verloren.

Die Armee als Institution hat in der Wirtschaft noch guten Rückhalt. Aber es stimmt: Firmen sind weniger bereit, Leute für eine militärische Karriere freizustellen.

Ist die militärische Führungsausbildung in Zeiten der Globalisierung noch passend?

Ja, auch die Führungsarbeit der Armee hat sich stark geändert. Man lernt, Probleme sauber zu strukturieren und zu lösen. Das habe ich in keinem Managementkurs so gelernt. Darum ist es auch für Unternehmen von Nutzen, wenn ihre Kader im Militär Führungsaufgaben wahrnehmen. ○



Ausser einem Sammelsurium an Fluchwörtern fördert die Spitzelaktion nichts Brauchbares zutage.

Der grosse Lauschangriff

Ein Einblick in die Prozessakten zeigt: Monatlang lässt Ermittlungschef Peter Rüeegger seine Mitarbeiter bei der Zürcher Sittenpolizei aufgrund von Gerüchten aus dem Rotlichtmilieu bespitzeln – mit dem Segen der Staatsanwaltschaft und des Obergerichtes. Teil 4. *Von Alex Baur und Marina Lutz (Illustration)*

Die beiden Polizisten lassen am Telefon ihrem Frust freien Lauf. Wir schreiben den 22. Juli 2013. Ermittlungschef Peter Rüeegger hat soeben die Order erlassen, dass die zivilen Ermittler der Sitte nur noch im Zweierteam mit ihren Informanten im Rotlichtmilieu verkehren dürfen. Schriftlich müssen sich die Beamten verpflichten, auf jede Einladung oder Vertraulichkeit im Umgang mit ihren Quellen zu verzichten und jedes Gespräch zu rapportieren. Die betroffenen Polizisten sind entrüstet über das Misstrauen, beschimpfen den «Dreckfink», der ihnen «ans Bein pinkelt», in allen Tonlagen. Vieles ist nicht zitierbar.

Die Telefone laufen heiss in diesen Tagen bei der Sitte («Fachgruppe Milieu-/Sexualdelikte» auf Amtsdeutsch). Ein ziviler Ermittler teilt einer Milieuinformantin per SMS mit, dass er infolge «weltfremder Verbote» auf weitere Treffen mit ihr verzichte, was «absolut

nichts mit deiner Person» zu tun habe, sondern mit den «Sesselfurzern und Warmduschern» in der Chefetage. Eine andere Informantin warnt er, dass sein Telefon womöglich abgehört werde. Wie recht er hat.

«Denen ein bisschen nachschleichen?»

Hauptmann Rüeegger kann die Schimpftiraden seiner Untergebenen live mitverfolgen. Seit Monaten werden mehrere Telefone bei der Sitte angezapft. Mit Wanzen, versteckten Kameras und Beschattungen geht der Ermittlungschef gegen seine eigenen Leute vor. Für Gratissex, so sein Verdacht, soll ein korruptes Netzwerk bei der Sitte mit Kriminellen im Rotlichtmilieu gemeinsame Sache machen. Doch in dieser Hinsicht ist die Ausbeute des grossen Lauschangriffs mehr als mager.

Die Abhörprotokolle zeugen vielmehr von einem erbitterten Machtkampf bei der Stadt-

polizei. Die Überwachten, alle gassenerprobte Zivilfahnder, ahnen, dass sie von den eigenen Korpskollegen observiert werden. «Ziehen wir doch eine Gegen-Obs auf», frotzelt eine Beamtin am Telefon, «fotografieren wir doch mal, was die da machen bei der Charlotte*.» – «Du meinst, wir sollen denen ein wenig nachschleichen?», witzelt der Kollege zurück.

Mit «denen» sind die Kollegen der Fachgruppe VBV (Vorermittlungen und besondere Verfahren) gemeint, die Rüeegger als eine Art Eliteeinheit für polizeiinterne Affären und Menschenhandel aufgebaut hat. Geleitet wird die VBV von Cyrill Albisser, der eine Masterarbeit über Korruption bei der Polizei geschrieben hat und nun seinen grossen Anwendungsfall präsentieren will. Seit über einem halben Jahr ermittelt Albisser zu diesem Zeitpunkt bereits gegen seine Kollegen von der Sitte. Anfänglich hatte Albisser vor allem drei zivile Er-

mittler im Visier, zwei Männer und eine Frau. Sie alle verfügten über sehr gute Kontakte im Rotlichtmilieu, was nicht erstaunt: Es war ihr Job. Doch die Telefonüberwachungen zeigten, dass diese Kontakte teilweise freundschaftlicher, ja gar intimer Natur waren. Das mag unprofessionell und unmoralisch erscheinen, ist aber per se nicht strafbar und rechtfertigt keinen Lauschangriff. Prostitution ist ein legaler Beruf in der Schweiz.

Kriminell wird die Sache erst, wenn ein Polizist illegale Machenschaften im an sich legalen Sexgewerbe systematisch ignoriert oder sogar deckt. Doch selbst hier gibt es juristische Abstufungen. Wenn ein Polizist bei einer Übertretung mal ein Auge zudrückt oder mehr preisgibt, als er sagen dürfte, rechtfertigt dies noch lange keinen Lauschangriff. Ein solcher ist nur bei schweren, sogenannten Katalogdelikten zulässig. Die rechtlichen Voraussetzungen sind in dieser Hinsicht sehr restriktiv. Und dies mit gutem Grund, wie gerade der vorliegende Fall zeigt. Doch die Gesetze sind immer nur so gut, wie sie ausgelegt werden.

Ein Mass Bier und ein halbes Hähnchen

Reduziert man den kolossalen Aktenberg, den Cyrill Albisser über die Monate aufhäufte, auf das Wesentliche, findet sich ein klares Muster: Ein Korruptionsverdacht nach dem andern zerbröseln im Lichte der Realität – doch statt die Übung abzubrechen, weitet er die Ermittlungen stetig aus. Es ist ein Muster, das sich auch in Menschenhändlerverfahren findet: Schwarzarbeit wird in Sklaverei umgedeutet, damit man den grossen Lauschangriff rechtfertigen kann; die Ermittler setzten sich damit selber unter Erfolgsdruck; und wenn sich die Verschwörungstheorie nicht untermauern lässt, wird gezaubert und getrickst. Rekapitulieren wir kurz:

— Am Anfang steht in diesem Fall ein älterer Sittenpolizist, der eine Kolumbianerin, die an der falschen Strassenecke anschaffte, vor einer Busse bewahrte. Offenbar hatte er sich in die Prostituierte verliebt. Wie sich im Zuge der Ermittlungen herausstellt, hat er die Frau wenig später aus dem Sexgeschäft herausgeholt, sie ist bis heute seine Lebenspartnerin. Wohl nicht ganz kosher, aber Korruption sieht anders aus. Das muss selbst Albisser erkannt haben.

— Er verlagert den Fokus nun auf eine Sittenpolizistin. Diese scheint mit der «Lesben-Paula», einer im Milieu bestens bekannten brasilianischen Prostituierten und Betrügerin, ein Verhältnis zu haben. Wie die Ermittlungen zeigen, hat Paula der Polizistin mit der Mär von der krebserkrankten Mutter 20 000 Franken abgeluchst. Mit dieser Masche hat sie früher schon Freier ausgenommen. Unschön, aber die Beamtin ist offensichtlich eher ein Opfer denn eine Komplizin der Brasilianerin.

— Statt die Übung abzubrechen, macht Albisser nun ebendiese betrügerische Paula zur Kronzeugin gegen sein nächstes Opfer: Christian J.,

einen zivilen Milieuermittler der Sitte, mit dem ihn eine alte, gegenseitige Animosität verbindet. Die wilden Anschuldigungen der Brasilianerin lassen sich teilweise widerlegen, das meiste basiert auf nicht überprüfbarem Milieugeschwätz. Offensichtlich dichtet Paula – auch dies kein Novum – anderen ihre eigenen Machenschaften an.

Doch keiner stoppt Albisser und Rüeegger auf ihrem Irrlauf gegen die Sitte. Alle Kontrollinstanzen versagen. Staatsanwalt Manfred Hausherr winkt einen Überwachungsantrag nach dem andern durch, mit dem Segen von Thomas Meyer, dem Präsidenten der III. Strafkammer des Obergerichtes. Erkennen sie den Machtkampf nicht, der unter dem Vorwand des Rechts hier ausgetragen wird? Vermutlich gibt es auch für die Kontrolleure bald kein Zurück mehr. Alle sitzen sie im selben Boot.

Im Verlauf des Spätsommers zerrinnt Albissers grosse Verschwörungstheorie zusehends. Einen Trumpf hat er aber noch in der Hinterhand. Anfang Jahr wurde ihm zugetragen, ein halbes Dutzend Beamte der Sitte hätten sich 2012 von einem Milieuwirt zum Oktoberfest auf dem «Bauschänzli» einladen lassen. Korruption! Albisser liess die Sache vorerst ruhen. Erst am 19. September 2013, also fast ein Jahr nach dem Vorfall, bringt er diesen beim Staatsanwalt zur Anzeige. Das 63 Seiten dicke Papier beginnt mit der Kopie eines *Blick*-Artikels

Einen Trumpf hat Rüeegger noch in der Hinterhand: das Oktoberfest auf dem Bauschänzli.

aus dem Jahr 2005 mit der Schlagzeile: «Verhaftet! Liessen sich Polizisten mit Sex bestechen?»

Die *Blick*-Schlagzeile ist reine Stimmungsmache, die Story hat mit dem Oktoberfest nichts zu tun. Doch sie illustriert eindrücklich, mit welchen Mitteln Albisser operiert. Zwar wurden 2005 effektiv zwei Uniformpolizisten wegen Milieubeziehungen verhaftet. Auch sie sollen Kontakt mit einem Wirt gehabt haben, der im «Bauschänzli»-Fall auftaucht. Doch das Wesentliche steht weder im *Blick* noch in Albissers Anzeige drin: Die Verfahren gegen beide Polizisten wurden später sang- und klanglos eingestellt. Das Milieugeschwätz erwies sich auch in jenem Fall als haltlos.

Bei genauer Betrachtung entpuppt sich Albissers Strafanzeige als spekulatives Machwerk. Die Einladung zum Oktoberfest gab es wohl, doch sie beschränkte sich auf «ein Mass Bier und ein halbes Hähnchen» – gesponsert von der Firma Feldschlösschen. Der Wirt vom «Schweizerdegen» an der Langstrasse, im Milieu hinlänglich bekannt als «Papi», hatte die Einladung lediglich vermittelt. Welchen Vorteil ihm der feuchtfröhliche Anlass konkret gebracht haben soll, bleibt nebulös. Trotzdem weitet Staatsanwalt Hausherr, mit dem Segen von Richter Meyer, das Monsterverfahren nun

auf die halbe Belegschaft der Sitte aus. Dazu muss man zwei Dinge wissen, die nicht in der Anzeige zu lesen sind. Beim «Schweizerdegen» handelt es sich um eine jener Quartierkneipen von der aussterbenden Sorte, wo vom Säufer über den gescheiterten Künstler und den Frührentner bis zur angealterten Hure allerlei schräge, aber meist harmlose Gestalten das billige Bier schätzen. Für die Sittenpolizei war es ein guter Ort, um dem Milieu den Puls zu fühlen.

Der geschwätzige und stets gutinformierte langjährige Wirt Papi, ein Quartieroriginal, war wohl eine ergiebige Quelle. Ein Hort der Prostitution oder gar der Kriminalität ist der «Schweizerdegen» jedoch beileibe nicht. Und was das Oktoberfest auf dem Bauschänzli anbelangt: Die halbe Stadtverwaltung, Präsidialabteilung und Polizeioffiziere inklusive, ist dort jeweils anzutreffen. Die meisten Beamten von der Sitte wussten nicht einmal, dass Papi die Einladung von Feldschlösschen vermittelt hatte.

Die Lawine ist nicht mehr zu stoppen

Gemäss Albisser soll ein heimlich gefilmtes Treffen mit drei Beamten der Sitte beweisen, dass Papi irgendwie protegiert wurde. Spätestens am 25. Oktober muss er jedoch aufgrund seiner eigenen Recherchen erkennen, dass das ominöse Treffen belangloser Natur war. Eine Auswertung von alten Rapporten zeigt zudem: Seine Behauptung, wonach die wenigen Prostituierten im «Schweizerdegen» von Kontrollen der Sitte verschont blieben, ist falsch. Doch die Lawine ist nicht mehr zu stoppen. Das grosse Verhaftungsspektakel vom 12. November 2013, bei dem fünf Beamte der Sitte abgeführt werden, ist zu diesem Zeitpunkt längst bis ins Detail geplant.

Seit der medienwirksam inszenierten Massenverhaftung herrscht bei der Staatsanwaltschaft dröhnendes Schweigen. Mehrere Verfahren wurden kürzlich diskret eingestellt, der Organisator des Oktoberfestes erhielt einen symbolischen Strafbefehl (ohne disziplinarische Folgen). Bezüglich drei weiterer Verfahren soll Staatsanwalt Hausherr der Oberstaatsanwaltschaft die Einstellung beantragen haben. Zwei Verfahren, jenes gegen den zivilen Ermittler Christian J. und dessen Büropartner, sind demnach noch hängig. Doch seit Juli 2014 hat Christian J. nichts mehr vom Staatsanwalt gehört.

Solche Verfahren können erfahrungsgemäss Jahre dauern. Es geht dabei weniger um Juristerei, sondern um Gesichtswahrung. Dieselbe Staatsanwaltschaft und dieselbe Gerichtsbarkeit, die den Lauschangriff absegnen haben, müssen heute nicht nur über das vermeintlich korrupte Netzwerk bei der Sitte urteilen – sondern zugleich über ihr eigenes Versagen. Sich einzugestehen, dass man einer Intrige aufgesessen ist, brauchte schon ziemlich viel Grösse.

* Charlotte ist die Empfangsdame im «Aphrodisia», wo Freier mit gehobenen Ansprüchen bedient werden.

Perfektion in allen Lebenslagen

An Finishing Schools erhielten höhere Töchter einst den letzten gesellschaftlichen Schliff. Viviane Néri leitet die letzte Einrichtung dieser Art. Über mangelnde Nachfrage kann sie sich nicht beklagen. Allerdings setzen vermehrt auch Väter und Mütter auf ihre Schulung. *Von Wolfgang Koydl und Vera Hartmann (Bild)*

Madame sieht alles, ihr entgeht nichts. Nicht die Mikrofusseln auf dem Teppich, nicht das welke Blatt im Blumengesteck, nicht das falsch platzierte Wasserglas. Sie zupft, sie rupft, sie rückt zurecht. Perfektion, so scheint es, ist das Mindeste, was sie erwarten kann, und sei es nur aus ästhetischen Gründen: «Es sieht einfach hässlich aus, wenn es nicht in Ordnung ist», meint sie und lässt sich endlich in einem Sessel nieder, von dem aus sie einen grossen Teil ihres Reiches im Blick hat.

Es erübrigt sich, das zu sagen – aber natürlich ist Viviane Néri auch perfekt gekleidet. Schlichtes Kostüm, Seidenfoulard, dezente Perlenkette, Goldrandbrille und moderne Brosche – das Outfit ist so zeitlos elegant wie die Mission der 72-Jährigen: Generationen von Mädchen und Frauen hat sie beigebracht, wie man sich in jeder Lebenslage perfekt benimmt – als Gattin, Gastgeberin oder auch nur als Gast. Neuerdings suchen auch immer mehr Männer ihren Rat.

Seit mehr als vierzig Jahren leitet Néri das Institut Villa Pierrefeu, das von ihrer Mutter Eugénie gegründet worden war. Es ist die letzte Finishing School der Schweiz, eine Institution, die einst ebenso ein Synonym für Perfektion in diesem Lande war wie zuverlässige Bergführer, ganggenaue Uhren und unverbrüchliche Bankgeheimnisse. Mit einer Verbeugung vor der grossen Vergangenheit wirbt denn auch die Schulwebsite für «eine traditionelle Finishing School, wie sie die Welt von der Schweiz erwartet». Und lakonisch fügt die Direktorin hinzu: «Wir bieten eine Dienstleistung auf hohem Niveau, mit Schweizer Sinn für Qualität.»

Die Etikette ist nicht überall dieselbe

Früher reihten sich Dutzende solcher Einrichtungen zwischen Lausanne und Montreux aneinander, in denen sogenannte höhere Töchter aus gehobenen Gesellschaftsschichten bis hinauf zu jungen Prinzessinnen und Herzoginnen den letzten gesellschaftlichen Schliff erhielten, bevor sie standesgemäss verheiratet wurden. Teils gehobene Hauswirtschaftsschule, teils Parkplatz auf dem Weg vom Schulabschluss zu Traualtar oder Studienbeginn, bildeten diese Schulen den weiblichen Nachwuchs des europäischen Hochadels aus, durchsetzt mit der einen oder anderen Maharani oder amerikanischen Milliardärstochter. Auch die beiden Ehefrauen von Prinz Charles – Diana und Camilla – absolvierten solche schicken Institute am Genfersee. In verschiedenen Jahrgängen, versteht sich.

Die Villa Pierrefeu ist ein eher kleines Château mit weitem Blick von Glion aus über den See bis fast nach Genf hinüber und hinunter auf die Dächer von Montreux, einer der letzten Orte auf der Welt, zu denen sich wie von selbst das Adjektiv mondän gesellt. Bei Madame Néri freilich geht es heute nicht mehr so elitär zu und her wie auch schon. Früher lernte man beispielsweise, wie man ein vielköpfiges Personal bei einem festlichen Diner koordiniert, was man den Musikern in der Pause eines Hauskonzerts serviert und ob man zuerst den Bischof der Prinzessin vorstellt oder umgekehrt. Heute ist der Lehrplan zeitgemässen Realitäten angepasst. «Wir wollen unsere Schülerinnen und Schüler auf eine Rolle sowohl im Geschäftsleben als auch in der Gesellschaft vorbereiten», erläutert Néri das Konzept. «Besser, sie lernen die Haushaltsführung von uns als von der Schwiegermutter. Vor allem aber wollen wir sie vor Fettnäpfchen und Fallstricken im Umgang mit anderen Kulturen bewahren.»

Denn die Etikette ist nicht überall dieselbe. Was in Deutschland noch als *comme il faut* durchgeht, lässt in Frankreich erstaunt die Augenbrauen in die Höhe schnellen. Noch unübersichtlicher wird das Minenfeld aus Traditionen und Tabus auf anderen Kontinenten. Schon mancher Millionendeal dürfte an einer nett gemeinten, aber gründlich falsch verstandenen Bemerkung gescheitert sein. Néri erläutert es an einem Beispiel: Wenn etwa die Ehefrau des europäischen Erdölmanagers der schwangeren Gattin des nigerianischen Erdölministers zum baldigen freudigen Ereignis gratuliert, wird es wohl nichts mit einem Geschäftsabschluss. In Nigeria ignoriert man eine Schwangerschaft. Glückwünsche bedeuten, auf Mutter und Kind Unglück herabzuwünschen. «Und wenn sich der Europäer schliesslich mit den afrikanischen Dos und Don'ts vertraut gemacht hat, wird er nach Mexiko oder Malaysia versetzt», schliesst Néri ihre Erzählung.

So besuchen denn immer mehr Industrielle und Politiker sowie deren Ehefrauen die Kurse des Benimm-Institutes, und auch das Durchschnittsalter hat sich deutlich erhöht: keine Backfische mehr, sondern gestandene Frauen. An einem jüngst durchgeführten Fünftagekurs «Europäische Kultur» etwa nahmen Herren teil, die dem Rentenalter nicht mehr fern standen. Auf dem Lehrplan stehen unter anderem Übungen, wie man mexikanische

Tacos stilgerecht mit der Hand verzehrt, ohne sich zu bekleckern oder anderweitig zum Narren zu machen.

«Der Hochadel hat seinem Nachwuchs die Grundregeln immer selbst vermittelt», sagt Néri und wischt sich ein unsichtbares Staubkorn vom Rock. Aber in bürgerlichen Kreisen kann man vieles nicht voraussetzen. «Wenn ihr Mann plötzlich in ein hohes politisches Amt gewählt wird oder einen Weltkonzern als Firmenrepräsentant im Ausland vertritt, dann sind sie schnell überfordert», umreisst Viviane Néri das Dilemma vieler Karrieriegattinnen. Erst vor kurzem, verrät die Etikette-Expertin, habe man

«Besser, sie lernen die Haushaltsführung von uns als von der Schwiegermutter.»

einen Sonderkurs für ein Dutzend Frauen veranstaltet, deren Männer Gouverneure amerikanischer Bundesstaaten geworden waren. Aber auch europäische Politikerfrauen hätten schon Lektionen in Montreux absolviert.

Dass die Villa Pierrefeu bis heute als einziges Institut überlebt hat und obendrein floriert, verdankt sie im Wesentlichen der Fähigkeit ihrer Besitzerin, sich rechtzeitig auf den Wandel eingestellt zu haben. Sie übernahm die Schule Anfang der siebziger Jahre, ausgerechnet in jener schwierigen Zeit, als das grosse Sterben der Schweizer Finishing Schools einsetzte. Die Gründe waren vielfältig, doch jeder einzelne war tödlich. Da war etwa der astronomisch gestiegene Wert der Immobilien, in denen viele Institute untergebracht waren. Niemand konnte es sich leisten, die Erben auszuzahlen und die Schule weiterzubetreiben. Also verkaufte man die Villa oder das kleine Palais.

Privatunterricht für Emirs-Töchter

Hinzu kam, dass niemand die Schulen wirklich vermisste. Die kritische 68er Jugend hatte nicht mehr viel übrig für Einrichtungen, die als verstaubt, verzapft und vor allem als versnobt galten. «Nicht zu Unrecht», gesteht Néri ein, «denn Snobismus ist das Gegenteil von guten Manieren.» Und viele rigide Benimmregeln seien einfach lächerlich gewesen. «Es gab schon noch Mädchen, die zu uns kamen», erinnert sich Néri. «Aber die erzählten ihren Freundinnen, dass sie auf eine Sprachschule zum Französischlernen gingen.»



«Snobismus ist das Gegenteil von guten Manieren»: Schulleiterin Néri.

Heute spricht kaum jemand mehr Französisch in der Villa Pierrefeu. Die Unterrichtssprache ist Englisch, und die Kundschaft kommt aus Russland, Südamerika und China. «Chinesische Manager wollen bei uns lernen, wie man sich in einem europäischen Umfeld benimmt», erzählt die Directrice. «Wir bieten zwar auch Kurse für Europäer über Etikette in asiatischen Ländern an, aber die sind weniger gut besucht.» Sie setzt ein spöttisches Lächeln auf: «Europäer wussten ja schon immer alles besser, nicht wahr?» Arabische Emire wiederum

bevorzugen Privatunterricht für ihre Töchter: «Da kann es schon passieren, dass es heisst: <Können Sie nächste Woche zu uns kommen?>» Über die Identität ihrer Kundschaft schweigt sie sich aus. Diskretion ist oberstes Gebot.

Diskretion gilt als typische Schweizer Eigenschaft, und dies war einer der Gründe, weshalb die Finishing Schools zu ihren besten Zeiten als von Grund auf schweizerisch galten. Auch in Grossbritannien und Frankreich gab – und gibt – es Schulen für den gesellschaftlichen Feinschliff. In den USA tummeln sich heute zudem

Tausende sogenannter *etiquette consultants* im Internet. «Aber die britischen Schulen sind immer eher etwas wie Modellschulen gewesen, wo man lernt, wie man geht, redet und sich schminkt», sagt Philippe Néri, der Sohn und designierte Nachfolger der Direktorin mit einem Anflug von Sarkasmus. «Das ist wie mit einem Autokauf: Du kaufst einen Bentley und weisst, du bekommst ein gutes Auto aus einem guten Stall. Und du kaufst dir eine Frau, und auch die kommt aus einer guten Fabrik. Hauptsache, sie weiss sich zu benehmen und sieht auf Familienfotos gut aus.»

«Schweizer sind höflicher»

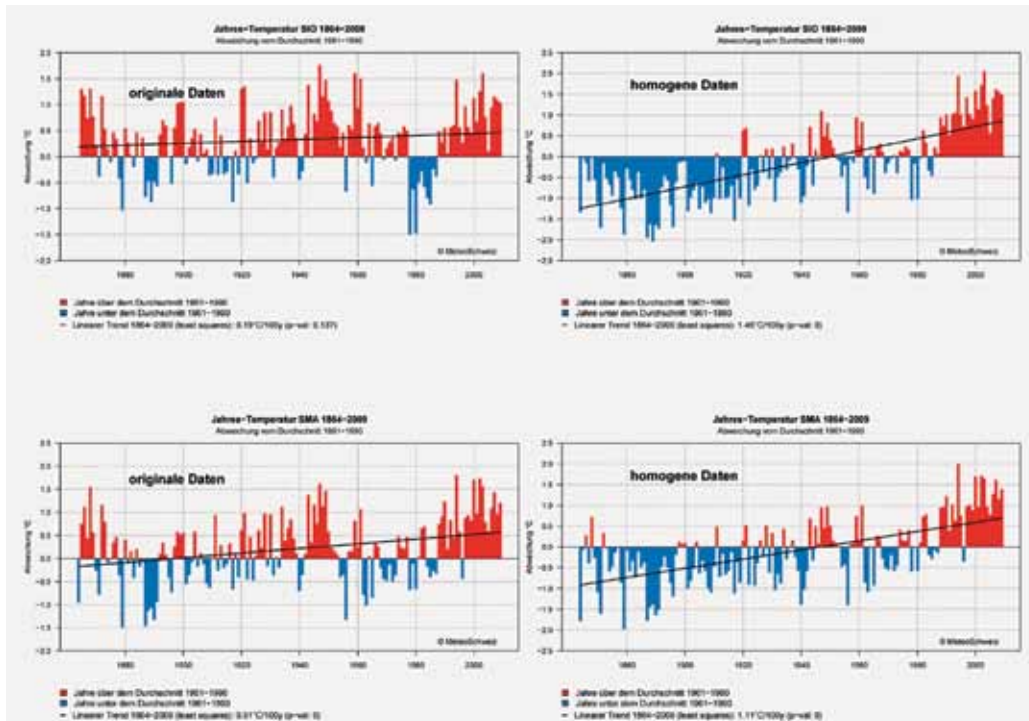
Für die Schweizer Finishing Schools hingegen sprachen gute Schweizer Gründe. Im Wesentlichen sind es dieselben Attribute, die dem Land auch in anderen Sparten und Branchen nützen: die Kombination aus deutscher Effizienz, französischer Sprache und italienischer Lebensart. Das Land war solide, zuverlässig, sicher. Hier konnte man sein Töchterlein gestrost unbeaufsichtigt lassen. Nicht ganz unwesentlich ist ein weiteres Detail, das Philippe Néri erwähnt: «Gute Umgangsformen sind für die meisten Schweizer im Alltag zweite Natur. Wir sind höflicher als andere.» Hinzu kamen, wie Viviane Néri ausführt, die zentrale Lage der Schweiz und ihre gute Erreichbarkeit sowie die Neutralität: «Man wusste, dass sich die Schweiz in keine Händel verstrickt.» Dass der Herr Papa zu Beginn und Ende des Schuljahres gleichzeitig sein Geld auf einer Schweizer Bank besuchen und in Gstaad ein paar Abfahrten einschieben konnte, musste kein Nachteil sein.

Heute legt der alte Herr sein Geld vermutlich anderswo an. Doch statt seiner Tochter kommt er selber in die Finishing School. «Die Nachfrage ist gross, und sie nimmt weiter zu», hat Philippe Néri beobachtet. «In den letzten fünf, sechs Jahren sind Etikette und Benehmen wieder modern geworden, gerade in Unternehmerkreisen.» Er führt es unter anderem auf das schwieriger gewordene wirtschaftliche Umfeld zurück: «In einer guten Wirtschaft kann jeder Idiot alles verkaufen, aber in einer schwierigen Wirtschaft kommt es oft auf subtile Details an, und die kann man bei uns lernen.»

Der typische männliche Kursteilnehmer sei Mitte vierzig und könne auf eine erfolgreiche Karriere zurückblicken. «Diese Männer wissen, dass sie im Laufe ihres Lebens Fehler gemacht haben, die sie teuer zu stehen kamen. Das wollen sie in Zukunft vermeiden, und deshalb ist es ihnen egal, wenn ihre Kollegen die Nase rümpfen über einen Kurs bei uns.» Doch selbst jüngere Manager gewinnen einer Etikettenschulung mittlerweile positive Seiten ab: «Wir hatten einen jungen Trader von der Credit Suisse. Alle Kollegen haben ihn ausgelacht, als er zu uns kam. Heute kommen sie fünfmal am Tag mit Fragen zu ihm.» ○

Wir machen eine Erwärmung

Der Anstieg der Temperaturen, der sich weltweit beobachten lässt, ist tatsächlich menschengemacht, zumindest zum Teil: Die Meteorologen korrigierten ihre Messdaten für die letzten, angeblich wärmeren Jahrzehnte nach oben, gerade auch jene von Meteo Schweiz. *Von Markus Schär*



«Temperaturzunahme nur halb so gross»: Ursprüngliche und bearbeitete Werte für Sion und Zürich.

«Wir erleben 2014 das wärmste Jahr seit den Aufzeichnungen», freute sich der Klimaforscher Thomas Stocker im letzten Dezember in der *Schweiz am Sonntag*. Er jubelte also schon über den angeblichen Temperaturrekord, bevor die Meteorologen alle Daten des Jahres gesammelt und vor allem lange bevor sie ihre Messreihen ausgewertet hatten. Die Experten streiten sich denn auch immer noch, ob 2014 das wärmste Jahr seit Beginn der Aufzeichnungen im 19. Jahrhundert war. Die Mehrheit meint: eher nicht. Vor allem aber befremdete, dass der Berner Professor frohlockte, weil die Klimaerwärmung scheinbar weitergeht – immerhin droht deshalb, meint zumindest der Weltklimarat IPCC, den Stocker in den letzten Jahren führte, der Menschheit die Katastrophe.

IPCC-Forscher sehen die Pause auch

Die Erklärung gab Thomas Stocker im gleichen Satz: Er eiferte so, 2014 als wärmstes Jahr ausrufen zu können, weil «gewieft Lobbyisten jahrelang mit der sogenannten Erwärmungspause Zweifel am menschengemachten Klimawandel verbreitet haben». Diese Aussage ist gleich mehrfach eines Wissenschaftlers nicht würdig. Erstens: Die Erwärmungspause ist keine «sogenannte»; die Messreihen zeigen, dass das globale Klima seit mehr als achtzehn Jahren nicht mehr wärmer wird. Zweitens: Diese Erkenntnis

wurde nicht von «gewieften Lobbyisten» verbreitet, sondern von führenden Experten wie John Christy, Professor an der University of Alabama, der das Satellitenmesssystem für die globale Temperatur aufgebaut hat. Drittens: Die Forscher des IPCC sehen die Pause auch, sie finden einfach keine Erklärung dafür, beziehungsweise sie hausieren mit inzwischen über fünfzig Vermutungen, die sich zumeist umge-

Auch die Schweizer Meteorologen schrauben an ihren Messreihen herum.

hend widerlegen lassen. Das ist ihnen so peinlich – zumal sie an der Klimakonferenz von Paris im Dezember die Welt retten wollen –, dass Kollegen von Thomas Stocker schon jetzt jubeln, 2015 entwickle sich zum wärmsten Jahr, dies trotz Rekordkälte in Nordamerika.

Die Freude der Klimaforscher fällt auf sie zurück. Denn die Wissenschaft und auch die Öffentlichkeit fragen sich, wie eigentlich die Messreihen der Meteorologen zustande kommen. Und sie sehen kein schönes Bild. Die Zeitung *The Australian* deckte letztes Jahr auf, dass die staatlichen Meteorologen eine achtzigjährige Datenreihe zu den Temperaturen Australiens so «angepasst» hatten, dass statt einer

Abkühlung von 1 Grad pro Jahrhundert eine Erwärmung von 2,3 Grad herauskam. Der britische Wissenschaftsjournalist Christopher Booker, der das Manipulieren der Temperaturdaten für «the biggest science scandal ever» hält, wies unter anderem nach, dass die Rekordwerte für 2014 auch zustande kamen, weil das zuständige Nasa-Institut den Trend der Daten von abgelegenen Messstationen in Brasilien oder Paraguay gedreht hatte. Und die amerikanischen Meteorologen Joseph D'Aleo und Anthony Watts werfen in ihrer Studie «Surface Temperature Records: Policy-Driven Deception?» zu Daten von Russland bis Nordamerika unangenehme Fragen auf.

Propagandatrick statt Trendaussage

Wie steht es denn mit den Messreihen von Meteo Schweiz? Auch damit lässt sich Propaganda machen, das zeigte zuletzt der Thurgauer Regierungsrat mit der Antwort auf eine Interpellation, wie sich der Klimawandel auf den Kanton auswirke. «Für den Kanton Thurgau sind nur wenige lange Zeitreihen verfügbar», schreibt die Regierung. «Insgesamt bewegt sich die Erwärmung in der Ostschweiz innerhalb des schweizweiten Mittels. Die am nächsten gelegenen Stationen Zürich und St. Gallen weisen über die Jahre 1961 bis 2010 eine Temperaturzunahme von 0,38°C beziehungsweise 0,40°C pro Dekade aus.» Diese Aussage soll die Politiker aufschrecken: Eine solche Temperaturzunahme würde bis 2100 zu einer Klimaerwärmung um bis zu vier Grad führen – was selbst der IPCC nur in seinen extremsten Szenarien befürchtet.

Die Aussage entbehrt jeder Wissenschaftlichkeit. Was sich als Trendaussage ausgibt, erweist sich beim Konsultieren der Daten (siehe Grafik) als Propagandatrick: Vom aussergewöhnlich kalten Jahr 1961 bis zum aussergewöhnlich warmen Jahr 2010 schnellte die Temperatur in Zürich zwar um 2,5 Grad hoch, vom Beginn der Messungen 1864 bis 2009 stieg sie aber nur um gut 2 Grad, was eine Zunahme von 0,14 Grad pro Dekade ergibt. Vor allem springt jedem ins Auge, der die Grafiken von Meteo Schweiz anschaut: Auch die Schweizer Meteorologen schrauben an ihren Messreihen herum; bei den originalen Daten für Zürich stieg die Temperatur seit 1864 nur um 0,7 Grad. Ein solcher Anstieg wäre aber völlig natürlich; schliesslich herrschte bis ins 19. Jahrhundert eine «kleine Eiszeit», unter der die Menschen vor allem im 17. Jahrhundert mit seinen Hun-

gersnöten, Seuchenzügen und Hexenverfolgungen (das heisst Jagd auf Sündenböcke) schwer litten.

Die Schweiz verfügt dank den seit 1864 aufgebauten Wetterstationen über einige der längsten Messreihen. Aber auch auf diese Daten können sich die Forscher nicht blind verlassen. Die Stationen kamen teils an andere Standorte. Die Meteorologen wechselten die Instrumente aus. Und vor allem: Die Umgebung der Wetterstationen änderte sich. So stehen beispielsweise in China, aber auch in den USA Stationen, die vor dreissig Jahren noch auf dem Land lagen, jetzt neben Flugpisten oder mitten in Stadtzentren, wo sich die Wärme staut. Auf diesen Effekt der *urban heat islands* führen einige Forscher einen grossen Teil des gemessenen globalen Temperaturanstiegs zurück. Es ist deshalb korrekt, dass die Meteorologen ihre Daten homogenisieren, also äussere Einflüsse herausrechnen. Dabei stellt sich nur die Frage: Wie, mit welcher Absicht, machen sie das?

Wie die Forscher von Meteo Schweiz ihre Daten massierten, legten sie 2003 in einem Bericht offen: «Homogenisierung von Klimamessreihen der Schweiz». Darin fällt eine Grafik auf: Die Kurve sinkt von 1864 bis 1890 ab, steigt dann fast stetig an und springt um 1980 hoch. Was wirkt wie der Verlauf der Temperaturkurve, zeigt aber nur die «verrechneten Homogenisierungsbeiträge». Das heisst: Die Meteorologen

senkten die überlieferten Messdaten aus dem 19. Jahrhundert kräftig ab und hoben sie um 1980 stark an. Der Effekt lässt sich auf der Grafik besichtigen: «Die aus den 12 homogenen Reihen ermittelte Zunahme der Temperaturen im 20. Jahrhundert um ca. 1,2 Grad würde bei der Verwendung von Originalwerten im Mittel nur etwa halb so gross ausfallen.»

Weshalb dann die kräftige Korrektur nach oben um 1980? Diese «systematischen Shifts» ergaben sich gemäss der Studie «vor allem durch die Umstellung von der konventionellen zur automatischen Messung». Nur: Der

Ob es also kälter oder wärmer wird – schuld ist immer die Klimaerwärmung.

deutsche Meteorologe Klaus Hager stellte kürzlich nach einem Langzeitvergleich von alten und neuen Instrumenten fest, dass die neuen elektronischen Messsysteme durchschnittlich um 0,93 Grad höhere Temperaturen anzeigten – die Daten hätten also nach unten korrigiert werden müssen statt nach oben. Mit der Einführung der neuen Systeme seit 1985 liesse sich die ganze vermeintliche Klimaerwärmung in Deutschland erklären.

Die Forscher von Meteo Schweiz widersprechen dem Verdacht, sie hätten den Temperatur-

anstieg, den sie beobachteten, mit ihren Datenkorrekturen selbst erzeugt. Ein Vergleich habe gezeigt, dass die Thermometer im neuen Automatenetz gegenüber jenen in den schlecht durchlüfteten Wetterhütten «leicht tiefere Messwerte» anzeigten – die Korrekturen fielen allerdings so massiv aus, dass sie die Hälfte des gesamten Temperaturanstiegs ausmachten. Dieser lasse sich aber nicht auf die Homogenisierung zurückführen: «Nicht betroffene Messreihen ohne Korrekturen zeigen die gleiche Temperaturzunahme wie die korrigierten Reihen.» Die interessanten Resultate von Klaus Hager, mit dem sich Meteo Schweiz austausche, müssten «genauer untersucht werden».

Winter wieder kälter

Dabei müssen die Temperaturen gar nicht steigen, um Ängste vor einer Klimakatastrophe zu schüren. Im Wissensmagazin «Einstein» des Schweizer Fernsehens zeigte Stephan Bader von Meteo Schweiz, dass die Winter in den Alpen in den letzten Jahren wieder deutlich kälter geworden sind. Aber er führte auch das auf die Klimaerwärmung zurück: Die Forscher des deutschen Alfred-Wegener-Instituts «vermuten», die Kälteeinbrüche kämen vom Abschmelzen des Arktiseises (das gestoppt ist). Ob es also kälter oder wärmer wird – schuld ist immer die Klimaerwärmung. Und «Einstein» nennt sich jetzt Vermutensmagazin. ○



**Wo KMU
einfach
ins Geschäft
kommen.**

Wir sind einfach Bank.

Jetzt
Banking App
downloaden:
[valiant.ch/
app](https://valiant.ch/app)

VALIANT

«Die Schweiz braucht das Völkerrecht»

Steht die Bundesverfassung über internationalem Recht? Der Zürcher Rechtsprofessor Hans-Ueli Vogt (SVP) will mit der Selbstbestimmungsinitiative Klarheit schaffen. Eine Scheinlösung für ein erfundenes Problem, widerspricht Professorenkollege Daniel Jositsch (SP). *Von Roger Köppel und Martin Kappler (Bilder)*

Wer entscheidet am Ende in der Schweiz über die Gesetze? Sind es nach wie vor die verfassungsmässigen Verfassungsgeber, nämlich Volk und Stände? Oder trifft die Diagnose der SVP zu, wonach zusehends Richter, vor allem Richter europäischer Instanzen, in der Schweiz bestimmen? Der Zürcher Rechtsprofessor und SVP-Ständeratskandidat Hans-Ueli Vogt ist entschieden dieser Meinung. Er ist der führende Kopf hinter der Selbstbestimmungsinitiative seiner Partei, die den klaren Vorrang des «Schweizer Rechts» vor «fremden Richtern» fordert. Ihm widerspricht heftig sein Zürcher Professorenkollege Daniel Jositsch, der im Herbst für die SP als Ständerat kandidiert. SVP-Kantonsrat Vogt kritisiert die aus seiner Sicht heimliche Aushebelung der Volksrechte durch demokratisch nicht legitimierte Gerichte. SP-Nationalrat Jositsch hingegen bewertet die Initiative als gefährlichen Angriff auf bürgerliche Freiheitsrechte. Das erstmalige Streitgespräch fand auf der Redaktion der *Weltwoche* statt.

Die Selbstbestimmungsinitiative der SVP, «Schweizer Recht statt fremde Richter», rollt an. Herr Vogt, am liebsten in einem Satz: Wozu braucht es diese Vorlage?

Vogt: Weil es in den letzten Jahren häufig vorkam, dass Entscheidungen von Volk und Ständen nicht umgesetzt wurden, obwohl sie in der Verfassung stehen. Das Argument war jeweils, übergeordnetes Recht stehe dem entgegen. Darum müssen wir jetzt klarstellen: Unsere Verfassung steht über diesem vermeintlich übergeordneten Recht.

In der Schweiz bestimmen Volk und Stände.

Herr Jositsch, warum sind Sie gegen eine Initiative, die doch eigentlich nur den selbstverständlichen Vorrang der Bundesverfassung klären und festschreiben will?

Jositsch: Diese Initiative ist sehr gefährlich. Sie nimmt dem Bürger die Möglichkeit, seine Grundrechte durchzusetzen. In einem Rechtsstaat ist es zentral, dass die Menschenrechte gewährleistet sind, wie die Meinungsäusserungs- und Versammlungsfreiheit. Eine Gutheissung der Initiative würde diesen Schutz abbauen. Dazu kommt noch, dass die Schweiz internationale Verträge, die sie freiwillig und ohne Zwang von aussen eingeht, unter Umständen nicht mehr einhalten könnte und damit zu einem unzuverlässigen Partner würde.

Sägen Sie an den Menschenrechten?

Vogt: Nein. Der Schutz der Menschenrechte in der Schweiz hängt nicht von einem ausländischen Gericht ab. Die Menschenrechte sind in unserer Verfassung bereits geschützt. Wenn jemand findet, das reiche nicht, dann soll er sich für eine Verfassungsgerichtsbarkeit in der Schweiz einsetzen. Allerdings hat das Parlament wiederholt entschieden, dass es das nicht will, und beim Volk hätte eine Verfassungsgerichtsbarkeit kaum Chancen. Dieser Entscheid wird beiseitegeschoben, indem der Gerichtshof in Strassburg als schweizerisches Verfassungsgericht amtiert, ohne dass es jemals eine Volksabstimmung darüber gab. Das Gericht in Strassburg ist eigentlich ein Super-Verfassungsgericht, weil es am Volk vorbei sogar über unsere Verfassung gestellt wird.

Jositsch: Sie liegen falsch. Wie Sie richtig sagen, haben wir in der Schweiz keine Verfassungsgerichtsbarkeit und sind somit nicht in der Lage, die Bürgerrechte umfassend zu schützen. Das wissen viele Leute nicht. Unser Parlament, also ausgerechnet

«Das muss man kritisieren, und das ist auch kein Angriff auf die Zivilisation.»

die von der SVP mit Häme beworfene *Classe politique*, bestehend aus 246 Parlamentariern, kann entscheiden, was sie will. Niemand kann überprüfen, ob das mit der Verfassung im Einklang steht. Wir wollten das vor einem oder zwei Jahren ändern, aber unter anderem die SVP war dagegen.

Aber es stimmt doch, dass die Menschenrechte bereits in der Bundesverfassung geschützt sind.

Jositsch: Es geht nicht in erster Linie darum, welche Rechte genau in der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK) verankert sind. Es sind tatsächlich weitgehend die gleichen wie in der Bundesverfassung. Zuverlässig geschützt sind sie aber nur durch den überstaatlichen Mechanismus. Da ist die EMRK zentral. Ich erinnere daran, dass sie vor dem historischen Hintergrund des Zweiten Weltkriegs geschaffen wurde und zurückgeht auf die berühmte Rede von Winston Churchill 1946 an der Universität Zürich. Der Grundgedanke ist: Man will nicht mehr, dass die Menschen alleingelassen werden, dass ei-

ne Diktatur schrankenlos über sie entscheidet. Stattdessen soll ein Schutz bestehen, indem sich der Einzelne notfalls gegen den eigenen Staat wehren kann. Ich setze mich für den Erhalt dieses rechtsstaatlichen Rettungsringes ein.

Ist die Schweiz eine Diktatur? Die Geschichte zeigt, dass die Menschenrechte in unserer direkten Demokratie bisher sehr gut aufgehoben waren. Volk und



«Es ist doch paradox, dass ausgerechnet die SVP

Stände beweisen in Abstimmungen eine grosse demokratische Reife.

Jositsch: Mit dieser Haltung könnten Sie bei sich zu Hause den Feuerlöscher verkaufen mit dem Argument, es habe ja in den letzten zehn Jahren nicht gebrannt. Es ist beileibe nicht so, dass in der Schweiz noch nie gegen Menschenrechte verstossen worden wäre. Ich erinnere an die Verdingkinder und daran, dass das Frauenstimmrecht auf Druck der EMRK eingeführt wurde. Auch in der Schweiz kann man nicht sicher sein, dass nicht irgendwann wieder einmal etwas entschieden wird, was gegen die Menschenrechte verstösst. Daher müssen wir den Feuerlöscher behalten!

Vogt: Es ist momentan in Mode, die Menschenrechte hochzustilisieren mit dem Ziel, eine kritische Diskussion zu verbieten.

Die Menschenrechtsentwicklung muss man aber kritisch betrachten. Das moderne Menschenrechtsprogramm ist ein Programm der politischen Linken. Statt mit Freiheitsrechten die Bürger vor dem Staat zu schützen, werden mit Menschenrechten Ansprüche an den Staat und damit an die Steuerzahler begründet: Recht auf Arbeit, auf Wohnung, auf Familiennachzug, auf unentgeltlichen Hochschulunterricht und so weiter. Das muss man kritisieren, und das ist auch kein Angriff auf die Zivilisation. Dürfen kriminelle Ausländer ausgewiesen werden? Dürfen staatliche Medien verdeckt recherchieren, wie jüngst im «Kassensturz»-Fall? Das sind wichtige politische Fragen. Es ist falsch, dass bei solchen Fragen die Grenzen von Richtern gezogen werden. Und es ist doppelt falsch, dass sie von ausländischen Richtern gezogen werden.

Diese Fragen sollen das Parlament und allenfalls das Volk entscheiden.

Sind Sie bereit, die Europäische Menschenrechtskonvention zu kündigen? Was wären die Folgen?

Vogt: Wenn das Gericht in Strassburg aus der EMRK Dinge herausliest, die unserer Verfassung widersprechen, wird eine Kündigung unvermeidbar. Die EMRK von 2015 ist eben nicht mehr die EMRK von 1974, die die Schweiz unterzeichnet hat. Es gibt aber

«Es ist kein Zufall, dass Churchill den Grundstein für die EMRK in der Schweiz gelegt hat.»

ohnehin keinen Grund, zu befürchten, dass die Schweizer Stimmbevölkerung Grundrechte verletzt. Die Stimmbürger entscheiden massvoll, und sie nehmen auf Minderheiten Rücksicht. Sehen Sie doch, wie differenziert die Bevölkerung über Sachfragen abstimmt: ja zur Abzockerinitiative, nein zu 1:12; ja zur Masseneinwanderungsinitiative, nein zu Epopop. Das Schweizervolk ist viel ausgewogener und differenzierter als Experten, Rechtsprofessoren, Richter, Politiker und Parteien. Es gibt in der jüngeren Geschichte keinen Hinweis darauf, dass unsere Demokratie auf menschenrechtsfeindliche Pfade abdriften könnte.

Verdingkinder und Frauenstimmrecht?

Vogt: Es ist immer einfach, im Nachhinein die Verfehlungen der Alten zu tadeln. Spätere Generationen werden uns vielleicht dafür kritisieren, was wir heute im Bereich der Menschenrechte für richtig ansehen, indem wir etwa schwer straffällige Ausländer nicht mehr ausweisen oder eine schrankenlose Zuwanderung zulassen. Man darf nicht einfach mit heutigen Massstäben die Vergangenheit kritisieren.

Herr Jositsch, warum misstrauen Sie der menschenrechtlichen Reife und demokratischen Kompetenz des Schweizervolks?

Jositsch: Ich stehe voll hinter unserer direkten Demokratie! Aber zuerst: Ich bin schockiert, wenn Hans-Ueli Vogt sagt, die Menschenrechte seien relativ. Wie erklärt er das einem ehemaligen Verdingkind, dessen Grundrechte mit Füßen getreten wurden, das man aus seinem Umfeld weggenommen und irgendwohin verschachert hat? Die Menschenrechte gelten für mich absolut! Die sozialen Rechte, die Sie aufgezählt haben, stehen gar nicht in der EMRK. In dieser geht es um das Recht der persönlichen Freiheit. Dass man mich nicht einfach einsperren kann. Das Recht, dass ich meine Meinung frei äussern und meine Religion ausüben kann. Es ist doch paradox, dass ausgerechnet die SVP, die sonst immer für Volksrechte eintritt, dem Parlament mehr



dem Parlament mehr Macht geben will»: Vogt, Jositsch (oben, v.l.).

Macht geben will und dem einzelnen Bürger das Recht streitig macht, sich zu wehren. Es ist kein Zufall, dass Churchill den Grundstein für die EMRK in der Schweiz gelegt hat. Seine Rede war ein Plädoyer dafür, «let Europe arise» auf den Fundamenten des Schweizer Beispiels, wo der Bürger sich wehren kann. Das wollen Sie zerstören, und das ist schade.

Vogt: Ich danke Ihnen für den Hinweis auf den Zweiten Weltkrieg. Wir waren damals noch nicht Vertragsstaat der Europäischen Menschenrechtskonvention, weil es die damals noch gar nicht gab. Der Schutz der Grundrechte war gewährleistet, lange bevor 1950 die Konvention unterzeichnet wurde. Herr Jositsch hat recht, wenn er sagt, die sozialen Rechte stünden gar nicht in der EMRK. Aber es geht ja in der Initiative auch nicht nur um die EMRK, sondern um das Verhältnis der Verfassung zum Völkerrecht insgesamt. Auf der Ebene der Uno wird ein umfassender Sozialrechtsschutz vorangetrieben, ohne dass man sich dort dafür interessiert, wer das zahlt.

Nochmals, Herr Jositsch, warum sind Sie so misstrauisch gegenüber dem Volk? Warum sollen übergeordnete Gerichtsinstanzen am Ende das Sagen haben? Um nur ein Beispiel zu nehmen: Kürzlich wurde in der Romandie ein Verein gerichtlich aufgelöst, dessen einziger Zweck die illegale Hausbesetzung war. Europäische Richter setzten dieses Schweizer Urteil im Namen übergeordneten Rechts ausser Kraft. Das ist doch absurd.

Jositsch: Wir entscheiden immer noch selber, welches Völkerrecht wir einhalten und welches nicht, wir werden von niemandem gezwungen. Der von Ihnen angesprochene Europäische Gerichtshof für Menschenrechte ist gar nicht in der Lage, ein schweizerisches Urteil aufzuheben. Er stellt lediglich fest, dass ein Gesetz gegen die EMRK verstösst. Es ist dann an uns, das Gesetz aufzuheben. Es entscheidet kein fremder Richter über uns. Jedes Gericht auf der Welt fällt einmal einen Entscheid, den die einen gut und die anderen schlecht finden. Das liegt in der Natur der Sache.

Ich verstehe immer noch nicht, weshalb Sie so misstrauisch gegenüber dem Volk als Hüter der Menschenrechte sind.

Jositsch: Wir haben in der Schweiz tatsächlich keine gröberen Menschenrechtsprobleme. Das ist aber nicht der Punkt. Im Rechtsstaat geht es um *checks and balances*. Wenn Sie auf dem Zürichsee ein Schiff besteigen, dann fragt Sie der Kapitän auch nicht: «Misstrauen Sie dem Schiff, dass Sie einen Rettungsring dabei haben wollen?» Darum geht es doch gar nicht, sondern um die grundsätzliche Entscheidung: Wenn ein Schiff in See sticht, dann muss ein Ret-

tungsring an Bord sein. Dasselbe gilt für die EMRK. Sie ist auch als Versicherung für die Zukunft gedacht. Herr Vogt redet Konflikte herbei, die es gar nicht gibt: Gegen die Schweiz gab es zwischen 1974 und 2013 insgesamt 5940 Beschwerden. Über 98 Prozent davon waren nicht erfolgreich. Von allen Beschwerden wurden nur 1,6 Prozent angenommen. Sie sehen also, dass das ganz selten passiert. Das Wichtige ist, dass sich Schweizer Bürger – nicht irgendjemand! – gegen den Staat wehren können.

Herr Vogt, übertreibt die SVP das Problem der fremden Richter?

Vogt: Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte kann zwar kein Schweizer Urteil

«Wenn ein Schiff in See sticht, muss ein Rettungsring an Bord sein. Dasselbe gilt für die EMRK.»

aufheben. Aber jeder Vertragsstaat ist verpflichtet, einem Urteil auf nationalstaatlicher Ebene Wirkung zu verschaffen. Zudem sind für die Schweiz alle Urteile des Gerichtshofs massgeblich, nicht nur die, die gegen die Schweiz ergehen. Unser Bundesgericht und unsere Behörden halten sich an die gesamte Rechtsprechung des Gerichtshofs, und sie stellen diese ganze Rechtsprechung über unsere Verfassung. Es ist ziemlich belanglos, ob ein Urteil gegen die Schweiz oder einen anderen Staat ergangen ist.

Jositsch: Freiwillig! Das hat uns niemand aufgezwungen.

Vogt: Nicht wirklich freiwillig. Über dieses ausländische Verfassungsgericht konnten wir in der Schweiz nie abstimmen. Man hat es auf kaltem Weg eingeführt. Richtig wäre, dazu im Nachhinein eine Volksabstimmung durchzuführen. Tatsache ist weiter, dass das aus vielen Quellen sprudelnde internationale Recht heute über die Bundesverfassung gestellt wird, und auch dies, ohne dass die Stimmbürger jemals darüber abstimmen konnten. Im Bundesgerichtsurteil 139 I 16 ff. betreffend Ausschaffungsinitiative halten die Lausanner Richter an die Adresse des Gesetzgebers fest, er müsse bei der Umsetzung der Initiative die Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte beachten. Zu sagen, die EMRK habe keinen Einfluss auf die Gesetzgebung, ist also unzutreffend. Auch im politischen Prozess, in der Tätigkeit der Verwaltung und in den Parlamentsdiskussionen, spielt die EMRK eine Rolle.

Völkerrecht bricht Landesrecht, internationale Gerichte stehen über dem Schweizer Souverän: Wollen Sie das, Herr Jositsch?

Jositsch: Das Verhältnis zwischen Völkerrecht und Landesrecht ist tatsächlich nicht geklärt. Das spielt aber auch keine Rolle. Es gibt näm-

lich keine systematischen Konflikte zwischen der Schweizer Verfassung und dem Völkerrecht. Herr Vogt stört sich an einem einzigen Bundesgerichtsentscheid zu einer Ausschaffung! Diesen kann man ja diskutieren. Doch die für das Leben wesentlichen Fragen werden in Bundesgesetzen geregelt. Herr Vogt will, dass wir wegen eines einzigen Bundesgerichtsentscheids das ganze Menschenrechtssystem der EMRK und die vertragliche Verflechtung der Schweiz über den Haufen werfen. Da ist sein zentraler Fehler. Ausserdem ist zu berücksichtigen, dass gerade wir als Kleinstaat auf das Völkerrecht angewiesen sind. Die grossen Staaten können ihr Recht selbständig durchsetzen; wir aber sind auf das Rechtssystem angewiesen, um unsere Interessen zu schützen.

Vogt: Es geht nicht um den Einzelfall des Ausschaffungsurteils. Es geht darum, dass das Bundesgericht in diesem Urteil eine allgemeine Aussage über den Vorrang der EMRK gegenüber unserer Verfassung gemacht hat. Dieser Vorrang hatte und hat Auswirkungen auch auf die Umsetzung von anderen Verfassungsbestimmungen. Ich erinnere daran, dass eine Alpeninitiative, die Verwahrunginitiative, die Masseneinwanderungsinitiative...

Jositsch: Hat die EMRK da irgendwas entschieden?

Vogt: Das Wort EMRK kommt in der Initiative gar nicht vor. Es gibt eine Reihe von Entschieden des obersten Schweizer Souveräns, die nicht oder nur verzögert nach langem Hin und Her umgesetzt worden sind. Im politischen Prozess hält man ständig dagegen, die Initiativen könnten wegen angeblich übergeordneten Rechts nicht umgesetzt werden. Es geht bei der Initiative also nicht nur um die Umsetzung von Urteilen aus Strassburg. Die Initiative ist viel wichtiger für den politischen Prozess. Es darf nicht sein, dass sich die Politik weigert, den Entscheid von fünf Millionen Stimmbürgern umzusetzen, weil es 47 Richter in Strassburg eventuell anders sehen.

Jositsch: Moment, die Initiative heisst «Schweizer Recht statt fremde Richter». Offenbar ist Herr Vogt jetzt der Meinung, es gehe gar nicht um internationale Richter, sondern um unser Parlament, das offenbar nicht gewillt ist, dies oder jenes umzusetzen.

Vogt: Unter Berufung auf fremde Richter und internationale Organisationen!

Jositsch: Da muss ich Ihnen einfach sagen: Die grösste Fraktion im Bundeshaus ist meines Wissens die SVP, die beispielsweise bei der Zweitwohnungsinitiative gewisse Mühe bekundet hat, den Text umzusetzen. Ich war bei allen Initiativen immer für eine wortwörtliche Umsetzung und habe mich etwa höchstpersönlich bei der Verwahrunginitiative für eine korrekte Umsetzung einge-

setzt. Früher oder später wurden alle Initiativen umgesetzt, von der Verjährungsinitiative über die Ausschaffungsinitiative bis zur Zweitwohnungsinitiative. *Vogt:* Nach jahrelangem Hin und Her und nur mit Abstrichen! Die Stimmbürger gehen zu Recht davon aus, dass das, was sie beschlossen haben, möglichst schnell umgesetzt wird, und zwar so, wie sie es beschlossen haben.

Jositsch: Wenn Sie dann im Parlament sind, werden Sie sehen, dass ein Milizparlament, das sich viermal im Jahr trifft, nicht in der Lage ist, alles von heute auf morgen umzusetzen. Als es darum ging, jahrelang die Mutterschaftsinitiative nicht umzusetzen, hat sich aus der SVP niemand sonderlich aufgeregt. Sie vertrauen offenbar dem Parlament nicht, Ihre Initiativen umzusetzen.

Vogt: Das ist leider so. Weil es sich immer mehr am internationalen Recht statt an unserer Verfassung orientiert. Und das übrigens ganz allgemein, nicht nur wenn es um die Umsetzung von Volksinitiativen geht.

Jositsch: Jetzt sind Wahlen im Herbst. Dann kann der Souverän entscheiden, dem Sie so vertrauen. Ich habe auch Vertrauen, dass er Politiker wählen wird, die Volksinitiativen umsetzen.

Herr Vogt, Sie sind das juristische Hirn hinter der SVP-Initiative. Wie wollen Sie die Leute von der Notwendigkeit einer Klärung dieser Frage überzeugen, wenn die Gegner von einer Scheinlösung für ein erfundenes Problem sprechen?

Vogt: Nehmen wir das Beispiel Ausschaffungsinitiative. Sie ist auch bald fünf Jahre nach ihrer Annahme noch immer nicht umgesetzt. Inzwischen haben über 150 000 Stimmbürger die Durchsetzungsinitiative unterschrieben, weil sie sich gesagt haben: «Bundesrat und Parlament machen etwas anderes, als wir beschlossen haben.» Sagen Sie diesen 150 000 Stimmbürgern, das sei ein erfundenes Problem! Dass das Parlament das Prinzip der Verhältnismässigkeit gegen die Initiative in Stellung gebracht hat, war ein juristischer Zaubertrick, denn nach allen Grundsätzen der Auslegung handelt es sich bei dieser Initiative um eine konkretisierte, spezifizierte Regelung der Verhältnismässigkeit. Das Volk hat in der Abstimmung entschieden, was es für verhältnismässig hält: Wer als Gast, also ohne aufenthaltsrechtlichen Status zu haben, straffällig wird, muss wieder gehen. Dass dagegen die Verhältnismässigkeit ins Feld geführt wird, zeigt, dass die politischen Gegner mit allen Mitteln die Entscheidungen des Souveräns bekämpfen.

Jositsch: Sie behaupten, was ich in Abrede stelle, dass das Parlament die Initiativen nicht umsetzt. Überprüfbar ist das aber nicht, weil in der Schweiz niemand die

Verfassungsmässigkeit beurteilt. Wie man sieht, braucht es Möglichkeiten, mit denen der Bürger sich gegen Entscheide wehren kann, die er als Widerspruch zu den Grundrechten empfindet. Es kann ja nicht sein, dass man sich trotz direkter Demokratie und Rechtsstaat nicht gegen Entscheidungen der 246 Parlamentarier zur Wehr setzen kann. Die Ausschaffungsinitiative ist in der letzten Session umgesetzt worden.

Vogt: Man kann, wie Sie, der Ansicht sein, dass die Einhaltung der Verfassung in unserem System nicht genügend gewährleistet ist. Dann müsste man aber dafür sorgen, dass wir selbst in der Schweiz die Kont-

«Aus Angst, zu verlieren, sollte man nicht darauf verzichten, das zu tun, was man für richtig hält.»

rolle verbessern. Es ist unredlich, ausländische Richter als Verfassungsrichter herbeizurufen, nur weil bei uns ein Verfassungsgericht nicht mehrheitsfähig ist. Ausländische Richter, die nicht von uns gewählt sind, die dem Volk keine Rechenschaft schuldig sind und unseren demokratischen Entscheidungen nicht Rechnung tragen.

Herr Vogt, gesetzt den Fall, Sie erleiden mit der Initiative Schiffbruch. Dann werden Ihre Gegner sagen, das Volk habe sich klar für einen Vorrang des internationalen Rechts entschieden. Heute ist die Lage verschwommen, dann wäre sie klar zugunsten der internationalen Richter entschieden. Droht die SVP zur Steigbügelhalterin der Internationalisten zu werden?

Vogt: Aus der blossen Angst heraus, zu verlieren, sollte man nicht darauf verzichten, das zu tun, was man für richtig hält. Es ist klar, dass der Schuss auch nach hinten losgehen kann und dass die Gegner der direkten Demokratie kein Argument und keine Gelegenheit ungenutzt lassen werden, den umfassenden und undifferenzierten Vorrang des Völkerrechts voranzutreiben und mit seiner Hilfe unliebsame Entscheide des Souveräns zu umgehen. Ein Nein zur Selbstbestimmungsinitiative würde bestimmt als ein Argument genutzt werden. Leider Gottes.

Herr Jositsch, das Bundesgericht stellte in einem bemerkenswerten Urteil Ende 2012 fest, dass sich die Schweiz nicht einfach nur wie zuvor am zwingenden Völkerrecht, also am Folterverbot und am Verbot von Angriffskriegen, orientieren müsse, sondern neu ganz generell am Völkerrecht. Alt Bundesrat Blocher nannte diesen auch im Bundesgericht umstrittenen Entscheid einen «stillen Staatsstreich», der Volk und Stände ausheble.

Jositsch: Es war sicher ein umstrittenes Urteil, aber man muss den Menschenrechtsschutz ins Verhältnis dazu setzen. Man kann in

jedem rechtlichen Streitfall unterschiedlicher Meinung sein. Es gibt Urteile, die wir vielleicht schlecht finden. Deswegen haben wir aber das Bezirksgericht noch nicht abgeschafft. Auch das Bundesgericht hat hier etwas entschieden, was man gut oder schlecht finden darf. Man muss aber sehen, was alles daran hängt. Es ist die Frage: Wie kann die Schweiz in der Welt auftreten, wie kann sie die Verbindlichkeit des Völkerrechts weiterhin einfordern, die sie seit 1815 als neutraler Staat selbst gewährleistet? Das Urteil stammt nicht von fremden Richtern, sondern von unseren eigenen!

Vogt: Nochmals: Die Aussage in diesem Urteil gilt allgemein, es ging nicht nur um den Einzelfall. Das Bundesgericht hat ganz bewusst die Diskussion über das Verhältnis von Verfassung und nicht zwingendem Völkerrecht in eine bestimmte Richtung gelenkt. Der relevante Passus lautet, das Bundesgericht könne «dervom Verfassungsgeber zum Ausdruck gebrachten Wertung insoweit Rechnung tragen, als dies zu keinem Widerspruch zu übergeordnetem Recht» führe. Damit wird der Vorrang des Völkerrechts gegenüber der Verfassung festgehalten. Ein solches Urteil ist auf jeden Fall ein Anlass, dem Schweizer Stimmvolk die Frage vorzulegen: «Findet ihr das richtig?»

Jositsch: Wissen Sie, Herr Vogt, was mit dem Entscheid passiert ist? Das Parlament hat sich letztlich nicht darum gekümmert. Es hat vielmehr die Ausschaffungsinitiative wortwörtlich umgesetzt, die Härtefallklausel hineingenommen und sich dabei auf das Verhältnismässigkeitsprinzip in der Bundesverfassung berufen, nicht auf die EMRK. Der Entscheid hatte praktisch überhaupt keine Bedeutung.

Vogt: Es mag zwar sein, dass das Parlament in der Diskussion über die Umsetzung der Ausschaffungsinitiative nicht darauf Bezug genommen hat. In der verwaltungsinternen und politischen Diskussion über die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative hat man aber bereits unter Bezugnahme auf das Urteil die Umsetzung gebremst. Das Urteil entfaltet also seine Wirkung, wie hoffentlich jedes Urteil, und wird von der Verwaltung ernst genommen.

Daniel Jositsch, 50, ist ordentlicher Professor für Strafrecht, Strafprozessrecht und strafrechtliche Hilfswissenschaften an der Universität Zürich und SP-Nationalrat. Im kommenden Herbst kandidiert er für den Ständerat.

Hans-Ueli Vogt, 45, ist ordentlicher Professor für Privat- und Wirtschaftsrecht an der Universität Zürich und seit 2011 Zürcher Kantonsrat für die SVP. Er ist der lenkende Kopf hinter der anrollenden Volksinitiative «Schweizer Recht statt fremde Richter (Selbstbestimmungsinitiative)». Im kommenden Herbst kandidiert er ebenfalls für den Ständerat.

Protokoll: **Florian Schwab**

Das sanfte Antlitz der Zensur

Die Meinungsäusserungsfreiheit hat in der Schweiz einen schweren Stand. Konsens, Kompromiss und politische Korrektheit schränken sie ein.

Von Christian Huber

Die Meinungsfreiheit hat es in der Schweiz schwer — «Die Meinungsäusserungsfreiheit ist in jeder Demokratie von zentraler Bedeutung. [...] Die effizienteste Waffe gegen ein schlechtes Argument ist und bleibt das bessere Gegenargument», schreibt Daniel Jositsch («Die Rassismus-Keule», *Weltwoche* Nr. 12/15).

Wer möchte ihm widersprechen? Allerdings hatte es die Meinungsäusserungsfreiheit in unserem auf Konsens, Kompromiss und politische Korrektheit bedachten Land von jeher schwer. Zwar garantiert die schweizerische Bundesverfassung in Art. 16, Abs. 2 jeder Person das Recht, «ihre Meinung frei zu bilden und sie ungehindert zu äussern und zu verbreiten». Aber unsichtbar steht dahinter der Zusatz: «... sofern sie der veröffentlichten Meinung entspricht und politisch korrekt ist». Das Phänomen ist nicht neu: «Jeder Preusse hat das Recht, seine Meinung frei zu äussern, aber der Teufel holt ihn, wenn er es tut» (Otto von Bismarck).

Was die schweizerische Bundespräsidentin offenbar nicht weiss — Fast exakt ein Jahr vor dem Terroranschlag auf die Redaktion von *Charlie Hebdo* gab beispielsweise die Kuratorin der Plakatsammlung des Zürcher Museums für Gestaltung, Bettina Richter, dem *Tages-Anzeiger* völlig unbeschwert mit Bezug auf die Plakate der SVP zu Protokoll: «Ihre provokativen Botschaften verletzen jedoch viele Minderheiten und verlangen nach Regeln, wie man im öffentlichen Raum seine Meinung äussern darf.» Man könnte das als unbedarftes Geschwätz einer Einzelnen abtun, wäre da nicht der unübersehbare Trend, mit einem gemütvollen Plädoyer für Sitte und Toleranz der Zensur ein sanftes Antlitz zu verleihen (Wolfgang Sofsky). Und wie soll eine schlichte Kuratorin wissen, dass die grundlegenden Menschenrechte nicht nur in der Europäischen Menschenrechtskonvention, sondern auch in der Bundesverfassung garantiert sind (inklusive Folterverbot, Art. 10 Abs. 3 der Bundesverfassung!), wenn dieses Wissen noch nicht einmal bis zur Bundespräsidentin vorgedrungen ist?

Charlie Hebdo, die unerträgliche Heuchelei — *Charlie Hebdo* war nur eine kurze Verschnaufpause für die Sache der Meinungsäusserungsfreiheit, ein rasch vorübergehendes



Bewegung von geradezu unerträglicher Heuchelei.

Besinnen darauf, dass man Meinungen, die man für gefährlich, irrig oder unmoralisch hält, mit überzeugenden Argumenten widerlegen, aber nicht verbieten und schon gar nicht deren Urheber durch Terror mundtot machen soll. Rückblickend betrachtet, war die «Je suis Charlie»-Bewegung von geradezu unerträglicher Heuchelei. Genau besehen lautete die Botschaft: «Ich werde mit allen Mitteln dafür kämpfen, dass du deine Meinung frei äussern darfst – sofern sie mit der meinigen übereinstimmt.» Kaum war etwas Gras über den Terroranschlag in der Rue Nicolas-Appert gewachsen, ging es hierzulande wieder fröhlich weiter mit Strafanzeigen gegen die Urheber missliebiger Meinungsäusserungen – das, was Daniel Jositsch zutreffend als Rassismuskeule bezeichnet.

Die Antirassismus-Strafnorm braucht es nicht — Nur bleibt Daniel Jositsch mit seiner Kritik auf halbem Wege stehen, wenn er sich dennoch als Befürworter der Rassendiskriminierungs-Strafnorm bekennt. Denn gemäss Art. 261 des Schweizerischen Strafgesetzbuches wird zum Beispiel auch bestraft, «wer Völkermord oder andere Verbrechen gegen die Menschlichkeit leugnet, gröblich verharmlost oder zu rechtfertigen versucht». Die Zensur irriger, gefährlicher, falscher oder verderblicher Meinungen ist eines freiheitlichen Staates

unwürdig. Es führt nämlich dazu, dass eine geschichtliche Tatsache nicht etwa deshalb wahr ist, weil ihre Leugner problemlos widerlegt werden können, sondern weil die Behauptung als solche verboten ist. Wer beispielsweise heute noch den Holocaust leugnet, gibt sicher Anlass zu verständnislosem Kopfschütteln, ist allenfalls ein Fall für den Psychiater, sollte aber kein Fall für den Strafrichter sein.

Einstellung von Strafverfahren: Theorie und Praxis — Die von Daniel Jositsch angeführten Beispiele ungerechtfertigter Strafanzeigen gegen Kabarettisten und Politiker hinterlassen nicht nur bei ihm als Befürworter der Strafnorm ein grosses Unbehagen, sondern auch bei deren Gegnern. Denn Jositschs Aufruf an die Staatsanwaltschaften, bei offensichtlich unbegründeten Anzeigen gar nicht erst ein Verfahren zu eröffnen oder dieses sofort wieder einzustellen, ist leider weitgehend praxisfremd. Das hat einen ganz praktischen Grund: Eine Anklageschrift ist bei diesen vom Sachverhalt her gradlinigen Fällen prozessual eine reine Behauptung und braucht nicht begründet zu werden. Mit dem Verfassen der Anklageschrift hat der Staatsanwalt mit dem Fall nichts mehr zu tun, und die heisse Kartoffel liegt beim Gericht – ungeachtet der Befindlichkeit eines ganz offensichtlich zu Unrecht Angeklagten. Eine Nichtanhandnahme- oder eine Einstellungsverfügung hingegen muss der Staatsanwalt begründen, und sie kann vor Gericht angefochten werden. Das bedeutet, dass der Staatsanwalt noch einmal schriftlich Stellung nehmen muss, und das bedeutet Mehrarbeit – vermeidbare Mehrarbeit.

Einstellungsverfügungen in den siebziger Jahren — Anfang der siebziger Jahre überzogen die Exponenten des Divine Light Zentrums (DLZ), einer um einen indischen Guru in Winterthur entstandenen Sekte, die Zürcher Staatsanwaltschaft mit Hunderten von unbegründeten Strafanzeigen gegen missliebige Personen. Der damalige Justizdirektor setzte den gefürchteten und streitbaren Rechtsanwalt Walter Baechli als Sonderstaatsanwalt ein. Er pflegte die DLZ-Strafanzeigen mit einem einzigen, in die Zürcher Rechtsgeschichte eingegangenen Satz zu erledigen: «Die Strafanzeige wird infolge offensichtlicher Haltlosigkeit nicht anhand genommen.» Darin wurde er durch alle Instanzen geschützt.

In der heutigen ausufernd geschwätzigen Gerichtswelt ein undenkbarer Vorgang.

Ein Homophobie-Artikel als weiterer Sargnagel der Meinungsfreiheit — Umso unverständlicher, dass der Nationalrat am 11. März 2015 die parlamentarische Initiative eines SP-Nationalrates unterstützt hat, laut der strafrechtlich verfolgt werden soll, wer Homosexuelle öffentlich pauschal verunglimpft. Man reibt sich verwundert die Augen, denn noch nie war Homosexualität in der schweizerischen Öffentlichkeit so akzeptiert wie heute, noch nie war es so unnötig, «ein Zeichen gegen die Diskriminierung von Schwulen und Lesben zu setzen», wie der Initiant verlangt. In einem Interview in der NZZ behauptete er gar, es gebe «eine Radikalisierung in bestimmten Milieus», und er verweist auf Facebook-Seiten, welche gegen die Gay Pride im Wallis mobilisieren. Bei einer Nachfrage nach konkreten Beispielen meinte er, er habe keine Lust, Werbung für diese homophoben Kreise zu machen. Immerhin liess er sich entlocken, er wolle beispielsweise den bestraft sehen, der Homosexualität als «schreckliche Abweichung von der Normalität» sehe.

Weitaus gelassener nehmen es die Organisatoren der besagten Gay Pride gemäss *20 minutes*: «Wir wussten, dass eine solche Veran-

Wer den Holocaust leugnet, ist allenfalls ein Fall für den Psychiater, nicht für den Strafrichter.

staltung Debatten und Reaktionen zur Folge haben würde», erklärt dort der Kommunikationsbeauftragte der Gay Pride, Sébastien Nendaz. «Diese Reaktionen und Debatten offenbaren nur Unwissenheit und Homophobie. Sie bestätigen uns in unserem Kampf gegen Diskriminierungen und Ausgrenzungen.» Man behalte zwar die entsprechende Facebook-Seite im Auge, aber man werde sie weder überwachen noch gar Anzeige erstatten.

Im Klartext will also eine Mehrheit des Nationalrates dem Schweizervolk ohne Not wegen einer Minderheit, welche Mühe hat mit dem Tempo der gesellschaftlichen Veränderungen, ein Grundrecht – nämlich die Meinungsäusserungsfreiheit – noch weiter beschneiden in der geradezu kindlichen Hoffnung, damit werde diese Minderheit zu Toleranz gegenüber Schwulen und Lesben erzogen, während gleichzeitig – was Fakt ist – die Restschweiz unaufhaltsam der völligen Gleichstellung der Homo mit den Heterosexuellen entgegengeht.

«Je suis Charlie»? Das war gestern.

Christian Huber war von 1974 bis 1999 nacheinander Staatsanwalt, Oberstaatsanwalt, Oberrichter und Präsident des Geschworenengerichts des Kantons Zürich. 1999 wurde er in den Regierungsrat des Kantons Zürich Zürich gewählt, wo er bis 2005 der Finanzdirektion vorstand.

Orange heisst jetzt Salt.

Zwischen Buddha und Clooney

Ein tibetisches Brautpaar, das sich mit grossem Aufwand wie Hollywood-Stars inszeniert, verzückt Millionen von Chinesen.
Von Beatrice Schlag

Die Meldung war so ungewöhnlich, dass selbst durch Shitstorms oder unerklärliche virtuelle Verzückungen abgehärtete Social-Media-Experten aufhorchten: Über eine halbe Milliarde Chinesen hatten die Bilder angeklickt, die ein völlig unbekanntes tibetisches Brautpaar kurz vor der Hochzeit auf WeChat gestellt hatte. WeChat ist in China ähnlich verbreitet wie Whatsapp im Westen. Die Fotos verhalfen dem 31-jährigen Tibeter Gerong Phuntsok und seiner Braut Dawa Drolma zur Instantprominenz. Ihre Selbstinszenierung machte jeden schwelenden Konflikt zwischen Tibet und China vergessen. Was die Bilder zeigen, ist der prächtig kolorierte Zwiespalt eines jungen Paares zwischen Hollywood-Träumen und Verbundenheit mit der eigenen Vergangenheit.

Bilder vor der Hochzeit zu verschicken, auf denen sich das künftige Paar an für sie wichtigen Orten von einem Fotografen ablichten lässt, ist ein in China beliebter Brauch. Unüblich ist, dass das Brautpaar aussergewöhnlich adrett und der Fotograf so gut ist, dass die Bilder in jedem westlichen Modemagazin erscheinen könnten. Noch unüblicher ist, dass das Brautpaar keinen Aufwand scheut, sich als Ikonen der Folklore wie als glamouröse Stars zu inszenieren. Als Hintergrund dienen neben tibetischen Landschaften abwechselnd ein Helikopter, eine Jacht, ein Lamborghini, ein «Starbucks», ein Motorrad oder eine schicke Modeboutique – klassische Kulissen der Paparazzi-Fotografie.

«Sie melkt Yaks und sammelt Pilze»

Auf manchen Bildern erinnert die tibetische Braut stark an George Clooneys schöne Angevertraute Amal. Das ist kein Zufall. Wie ihr sorgfältiges Styling, ihre Hüte, Sonnenbrillen und High Heels verraten, will Dawa Drolma möglichst genau so aussehen wie Amal Clooney bei ihrer Traumhochzeit in Venedig. Bräutigam Gerong Phuntsok steht seiner Liebsten in Sachen Styling in nichts nach. Mit seinem schmalen Schnäuzer auf der Oberlippe, der sorgfältig hochgegelten Frisur, den bunten Schals, diversen Sonnenbrillenmodellen, perfekt sitzenden Anzügen oder lässig halboffenen Hemden zu stets brandneuem Schuhwerk könnte er genauso als Model durchgehen wie Dawa Drolma.

Phuntsok, der – nach einem Studium an der Minzu-Universität in Peking, an der vor allem ethnische Minderheiten studieren – heute in einer Werbeagentur arbeitet, sagt, er habe keinen Moment damit gerechnet, dass die Bilder im Internet Beachtung finden würden. «Vielleicht standen wir für Tausende junger Menschen, die ethnischen Minderheiten angehören. Sie verliessen ihre Heimatorte, um ein sogenannt modernes Leben zu führen, kehrten aber später zu ihren Traditionen zurück, weil sie eine Leere im Herzen verspürt hatten», sagte der Tibeter der staatlichen chinesischen Nachrichtenagentur Xinhua, die die Nachricht von der unglaublichen halben Milliarde Klicks verbreitet hatte. «Während wir unsere Träume verfolgen, verlieren sich manche von uns. Wir wollten mit den Bildern sagen: «Bleib bei dem, woran du glaubst.» Sehr schöne Worte, aber keine sehr überzeugende Erklärung für das, was die Bilder zeigen. Abkehr vom modernen Leben sieht anders aus.

Leider finden sich keine Zitate der Braut zu den Fotos, sondern lediglich Beschreibungen des Freundes, der sie ihrem zukünftigen Mann vorgestellt hatte. Dawa Drolma, sagt dieser, sei «eine typisch tibetische Frau aus dem Dorf. Sie ist milde und freundlich. Sie kocht, wäscht, melkt Yaks und sammelt Pilze.» Das Pilzesammeln und das Melken von Yaks dürften nicht mehr ganz aktuell sein. Denn Dawa Drolma und Gerong Phuntsok leben in Chengdu, der Hauptstadt der Provinz Sichuan im Südwesten Chinas. Die Einwohnerzahl von Chengdu wird auf vierzehn Millionen geschätzt.

Das Paar wurde dort am 11. April in einer traditionellen tibetischen Zeremonie getraut. Auch die Vermählung, vermeldete Xinhua unter dem Hochzeitsbild, habe in Sichuan grosses Aufsehen erregt.



Aussehen wie Amal: Shopping.



Kulissen der Paparazzi-Fotografie: mit Lamborghini.



Prächtig kolorierter Zwiespalt: Rummelplatz.



«Bleib bei dem, woran du glaubst»: Gerong Phuntsok und seine Braut Dawa Drolma in einer traditionell tibetischen Inszenierung.



Instant-Prominenz: Dinner.



Abkehr vom modernen Leben sieht anders aus: Flugplatz.

Am Tisch mit Feinden

Der britische Diplomat und Autor Jonathan Powell behauptet in seinem neuen Buch, Verhandlungen mit Terroristen seien in praktisch allen Fällen sinnvoll. Hat er recht?

Von Rolf Hürzeler

Die südafrikanischen ANC-Aktivisten Thabo Mbeki und Jacob Zuma eilten nervös einen Korridor des Luzerner Hotels «Palace» entlang. Mbeki erinnerte sich später, wie er zu Zuma sagte: «Ich kriege Magenkrämpfe, wenn wir in ein paar Augenblicken unseren Erzfeinden gegenüber sitzen.»

Die beiden Untergrundkämpfer befürchteten, in eine Falle zu laufen. Denn sie waren auf Einladung von Niel Barnard nach Luzern gekommen, dem damaligen Chef des südafrikanischen Geheimdienstes. Barnard arrangierte das Treffen mit seinem Stellvertreter Mike Louw und dem ANC in der Schweiz, weil Bern für Südafrikaner keine Visa verlangte, so dass alle Gesprächspartner unbehelligt mit gefälschten Pässen reisen konnten. Barnard wählte mit dem 12. September 1989 den Termin geschickt: Der neue südafrikanische Präsident Willem de Klerk war bereits gewählt, aber noch nicht im Amt. Es herrschte also ein Machtvakuum, das der Geheimdienstler zu nutzen verstand. So gut, dass die klandestinen Schweizer Kontakte im Jahr darauf zu offiziellen Verhandlungen über das Ende der Apartheid führten.

Der gewiefte Mbeki hatte im Luzerner «Palace» gleich bei der Begrüssung seiner Kontrahenten das Eis gebrochen: «Hier stehen Sie nun den verdammten Terroristen und, um es gleich klarzumachen, auch verdammten Kommunisten gegenüber.»

Camerons Libyen-Beauftragter

Der britische Diplomat Jonathan Powell beschreibt diese Episode in seinem neuen Buch «Talking to Terrorists»; er gibt darin seine Erfahrungen im Geschäft mit politischen Gewalttätern preis. Powell weiss, wovon er berichtet. Als Stabschef von Tony Blair leitete er die Verhandlungen mit der IRA, die zum Karfreitagsabkommen führten und damit zu einer Besserstellung des katholischen Bevölkerungsteils. Dabei nimmt sich Powell gar nicht erst die Mühe, den Begriff «Terrorist» zu klären: «Es kommt immer auf den Standpunkt an.» Powell leitet heute die NGO-Agentur Inter Mediate,



«Terroristen können ihre Meinung ändern»: Vermittler Powell.

die als Vermittlerin bei militärischen Konflikten oder Entführungen auftritt. Er ist zudem Libyen-Beauftragter der Regierung Cameron und soll nun, falls möglich, die verfeindeten Fraktionen an einen Tisch bringen.

Diese Aufgabe passt exakt zu seinem neuen Buch. Powell stellt die These auf, dass Regierungsstellen immer und unter allen Umständen mit Terroristen das Gespräch suchen müssten. Denn jede militärische Strategie könne sich schier endlos dahinziehen und führe lediglich zu mehr Toten. Zumal jedem getöteten Untergrundkämpfer ein neuer nachfolge. Terroristen liessen sich kaum je mit Waffen besiegen: «Moralische Einwände gegen Gespräche mit Terroristen sind unhaltbar, wenn sich so Menschen-

leben retten lassen», lautet Powells These. Er macht nur eine Einschränkung: Verhandlungen mit offenkundigen politischen Wirtzköpfen ohne politische Basis wie den Bader-Meinhof-Leuten sind zwecklos. In allen andern Fällen seien Verhandlungen angezeigt, nur schon um herauszufinden, ob terroristische Vereinigungen allenfalls kompromissbereit sind: «Und sie können im Lauf der Verhandlungen sogar ihre Meinung ändern, wenn sie erkennen, welche Ziele realistisch sind und welche nicht.»

Nur: So einfach ist das Leben nicht immer. Powells These ist heikel, zumal sich einfach Beispiele anführen lassen, die seine Behauptung widerlegen. In Sri Lanka ist der Konflikt erst mit der militärischen Niederlage der Tamil Tigers zu Ende gegangen; alle Verhandlungen zuvor fruchteten nichts. Im Nahen Osten verlaufen Kontakte zwischen Israel und den Palästinensern Mal für Mal erfolglos. Kommt es dennoch einmal zu einer Reihe von Übereinkommen wie im Oslo-Friedensprozess, beschuldigen sich beide Seiten, sich nicht daran zu halten.

Powell erklärt diese offenkundigen Gegenbeispiele mit besonderen Umständen: Im Fall der Tamil Tigers sei deren Führer Velupillai Prabhakaran ein «militärischer Schwachkopf» gewesen, der sich von den singhalesischen Streit-

kräften in einen offenen Krieg locken liess, statt auf Guerillataktik zu setzen. Powell rechnet damit, dass sich der tamilische Widerstand neu organisieren wird, wenn die Niederlage einmal überwunden ist.

Ganz anders im Nahen Osten mit den unzähligen geheimen und offiziellen Kontakten zwischen den Konfliktparteien: Hier bedeutete für Powell die Ermordung des israelischen Ministerpräsidenten Jitzhak Rabin den entscheidenden Rückschlag für eine längerfristige Friedensordnung. Richtig oder nicht: Man spürt, dass Powell das Metier des politischen Vermittlers kennt, eines Berufsstands, den er am ehesten mit einem geduldrigen und fairen Makler, einem *honest broker*, vergleicht. Denn meist sei

eine Drittpartei unerlässlich, um den Kontakt zwischen den Kontrahenten herzustellen.

Bei solchen Gesprächen geht es offenbar nicht nur gehässig zu und her. So erinnert Powell an den führenden israelischen Unterhändler in Oslo, den Politologen Yair Hirschfeld von der Haifa-Universität, der gerne seine Witze zum Besten gab: Er erzählte eine Geschichte von Katharina der Grossen, die sich einen jungen Kosaken angelacht hatte, der in jeder Liebesnacht 100-mal seine Manneskraft beweisen musste. Das ging so lange gut, bis sie sich verzählten: Er hatte 99 Mal gezählt, sie nur 88. Die Zarin fand tröstende Worte: «Liebling, wir fangen nochmals von vorne an...» Hirschfeld wollte den palästinensischen Unterhändlern damit

«Moralische Einwände gegen Gespräche sind unhaltbar, wenn sich Menschenleben retten lassen.»

erklären, dass sie auf der informellen Ebene weit vorangekommen seien, doch die offiziellen Verhandlungen würden wesentlich schwieriger – und man müsse nochmals bei null anfangen.

Aus Schweizer Sicht ist Powells Einordnung der aktiven Neutralität spannend. «Kleinststaaten sind besser geeignet zu vermitteln als die Uno», schreibt er. Denn nach Powells Erfahrung trauen Kriegsparteien Ländern wie Nor-

wegen und der Schweiz am ehesten zu, sich aus den substanziellen Verhandlungen herauszuhalten und nur für eine optimale Infrastruktur zu sorgen sowie diskrete Räumlichkeiten. Wichtig sind auch verschwiegene Diplomaten der Kleinststaaten, erfahrene Unterhändler, die sich von Drohgebärden der beiden Parteien nicht beirren lassen. Die Nichtmitgliedschaft in der EU ist für Powell ebenfalls ein Vorteil, weil solche Staaten keinem Block zugeordnet würden.

Heikle Beziehung zu IRA-Aktivistin

Allerdings warnt der Autor vor Fallstricken: Die Norweger gerieten 2001 ins Fadenkreuz singhalesischer Nationalisten, die den Norwegern Einseitigkeit vorwarfen. Die Extremisten attackierten die norwegische Botschaft in Colombo und verübten Anschläge auf ihren Unterhändler. Gegenüber NGOs ist der Autor kritisch eingestellt, weil diese häufig ohne Mandat von Regierungen agierten. Aber er stellt dem Genfer Henry Dunant Centre for Humanitarian Dialogue ein sehr gutes Zeugnis aus, zum Beispiel bei den erfolgreichen Friedensgesprächen zwischen der nepalesischen Regierung und den maoistischen Rebellen.

Jonathan Powells Thesen haben in Grossbritannien zu Kritik geführt. Der *Daily Telegraph* wirft ihm Blauäugigkeit vor, weil Verhandlungen mit islamistischen Extremisten unmöglich

seien, was Powell bestreitet. Die Zeitung spottet, für Powell sei «der Islamist Abu Bakr al-Baghdadi ein Martin McGuinness mit Bart». Will sagen: Powell habe nicht begriffen, dass der IS-Anführer viel gefährlicher sei als der gezähmte Ex-Terrorist Martin McGuinness, der heute in der nordirischen Regierung sitzt. Es sei unzulässig, die Fortschritte in Nordirland auf andere Konflikte zu übertragen.

Auch Powells persönliche Integrität ist nicht immer über alle Zweifel erhaben: Er musste sich Ende Oktober der Polizei stellen, um Fragen über seine Beziehung zur ausgeschriebenen IRA-Aktivistin Rita O'Hare zu beantworten. Er soll sie vor Jahren davor gewarnt haben, nach Grossbritannien zurückzukehren, da ihr die Verhaftung drohe. Powell rechtfertigt sich damit, dass ihre Verhaftung den Friedensprozess gestört hätte. O'Hare lebt heute unbehelligt in Dublin.

Dennoch übt Powell als Libyen-Beauftragter eine offizielle Beraterfunktion für die Koalitionsregierung von David Cameron aus. Angesichts der verworrenen Lage in diesem Land ist es gut möglich, dass auch Jonathan Powell mit seinen Vermittlungskünsten an Grenzen stösst. Das würde dann sein eigenes Buch widerlegen.

Jonathan Powell: Talking to Terrorists. The Bodley Head, 2014, 416 S., Fr. 29.90

DIE  WELTWOCH

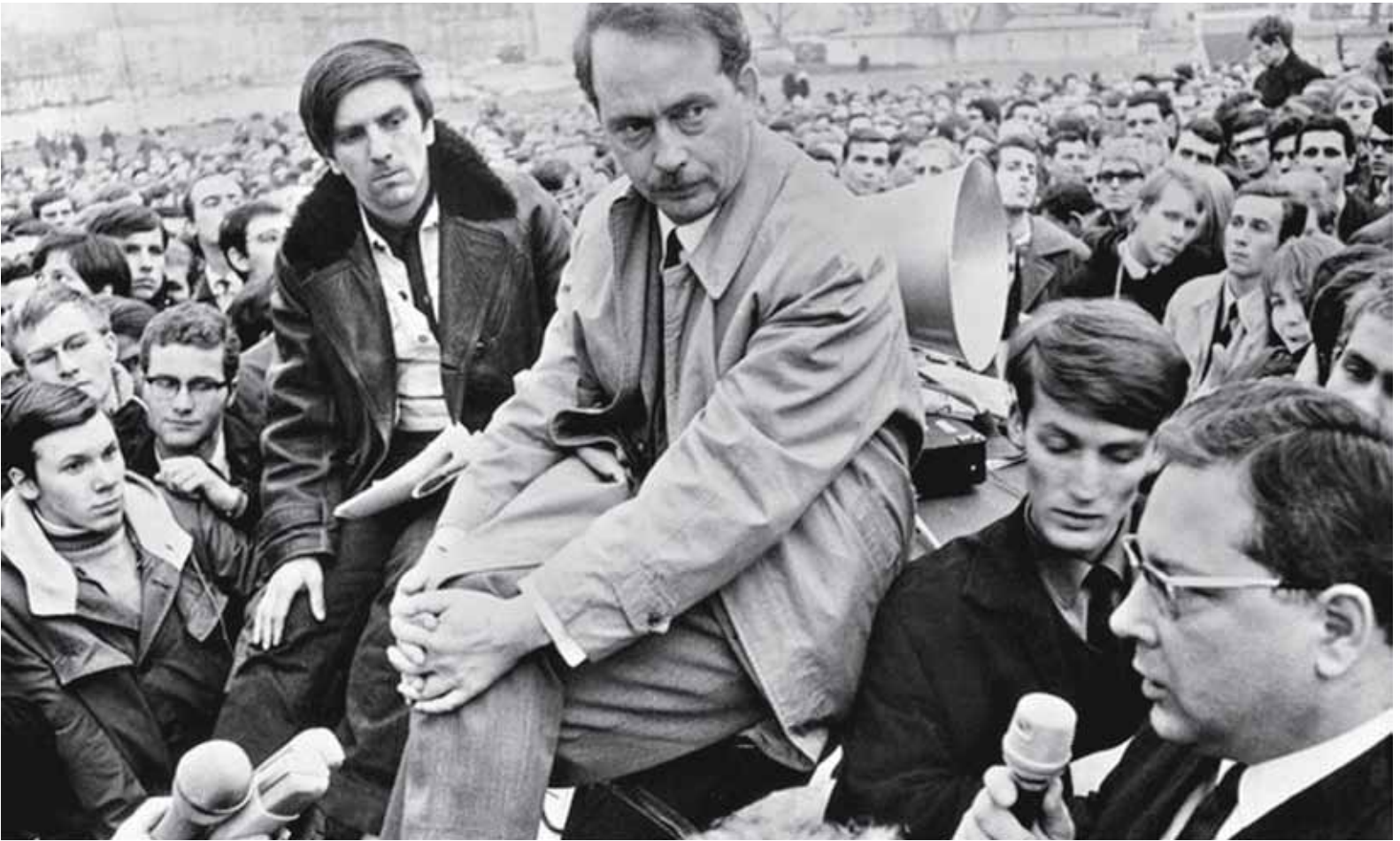
Sind Sie bereit für die Wirklichkeit?

Jetzt abonnieren!

Telefon 043 444 57 01 oder www.weltwoche.ch/probeabo.
Selbstverständlich auch online und übers Tablet verfügbar.

Probabo
10 Ausgaben
nur Fr. 40.–





Irgendwie ein Lebensgefühl: Rudi Dutschke diskutiert auf einem Autodach in Freiburg mit Ralf Dahrendorf, August 1968.

What's left?

Was ist vom linken Denken übriggeblieben, und was kann heute noch «links» sein?
Ein persönlicher Erfahrungsbericht von Rainer Hank

Was wirklich los ist, sieht man nicht. Oder erst viel später. Dass das Jahr 1972, als ich endlich mein Abitur in der Hand hielt, nicht nur für mich, sondern auch für die Weltgeschichte eine entscheidende Zäsur war, habe ich nicht bemerkt. Und meine Zeitgenossen auch nicht. Hätten wir es bemerkt, hätten wir nicht nur unsere Reife, sondern auch das definitive Ende der Nachkriegsparty ausgelassen feiern müssen. Besser würde es nicht mehr werden.

Mit dem Jahr 1972 nämlich verabschiedete sich das «Wirtschaftswunder» aus Deutschland, dieser historisch einmalige Boom der Nachkriegsjahre, welcher den Deutschen anhaltende Vollbeschäftigung, viel Konsum und ein jährliches sattes Wirtschaftswachstum bescherte. Der emsige Fleiss einer von Krieg, Niederlage, Flucht oder Gefangenschaft traumatisierten Generation und eine glückliche Konstellation der Weltwirtschaft waren die Väter dieses Erfolgs. Gastarbeiter, deren Kinder wir in unserer Grundschulklasse Jugos und Itaker nannten, halfen den Deutschen, die viele Arbeit in den Fabriken zu machen, die nötig war, um die Konsumwün-

sche und Sozialansprüche einer zu Wohlstand gekommenen Gesellschaft zu befriedigen.

Adria-Variante der Alpenpension

Schon Ende der fünfziger Jahre konnten sich meine Eltern wenigstens ein halbes Auto leisten; die andere Hälfte gehörte Tante und Onkel, die um die Ecke wohnten. Später dann, Mitte der sechziger Jahre, gab es zum Radio ein Fernsehgerät (Nordmende), schliesslich dann sogar eine Spülmaschine, mit der die Eltern immer fremdelten, so, als müssten sie sich gegen den Vorwurf zur Wehr setzen, sie wollten sich aus Faulheit um den Abwasch drücken. Und statt nach Österreich in die Frühstückspension waren auch wir Mitte der sechziger Jahre mit vielen anderen Deutschen nach Rimini gefahren, wo es für die Adria-Variante der Alpenpension leider nur in der dritten Reihe gelangt hatte – zu Eisenbahn- statt Meeresblick. Wie auch immer: Wir hatten es zu etwas gebracht, ich am Ende sogar zum Abitur.

1972 war das letzte gute Jahr. Danach ist unsere Gegenwart angebrochen, so wie wir sie heute

kennen. Inflation und Arbeitslosigkeit kamen in unsere Welt, das Wachstum hat sich verabschiedet. Das war eine ökonomische Umwälzung, die das Land und die Menschen verändert hat. Erst ist die Sorge gekommen, dann die Skepsis. Und der Fortschritt hat sich verflüchtigt. Eltern bangen um die Zukunft der Kinder, fürchten, dass sie den erreichten sozialen Stand nicht werden halten können. Viele haben Angst, die Menschen könnten die Schöpfung dauerhaft ruinieren. Wo aber die Angst umgeht, da nimmt das Bedürfnis nach Sicherheit zu, und die Lust, Risiken einzugehen, schwindet.

Es hat gedauert, bis man es merkte, dass alles anders war. Historische Zäsuren, wenn sie nicht mit Kriegen verbunden sind, werden von den Zeitgenossen selten unmittelbar wahrgenommen. Die Indizien für diese Wende 1972/73 aber waren schwach. Was wir gemerkt haben, war, dass man an ein paar Sonntagen nicht mehr Auto fahren durfte. Leere Autobahnen, spielende Kinder auf der Überholspur – für eine ganze Generation wurde das eine prägende Erfahrung, von der sie heute noch erzählt. Aber was hatte das

alles zu bedeuten? Wir nahmen es als singuläres Ereignis. Danach floss der Verkehr ja wieder.

Was mich heute umtreibt, ist die Frage, worauf wir eigentlich unsere politischen Überzeugungen gründen und wie wir sie finden. Wie konnte unser linkes Weltbild entstehen? Wann bekam das meine seine ersten Risse? Und wann wurde ich zu einem Liberalen, der den Anspruch erhebt, dass die Idee der Freiheit heute die linke Utopie von damals besser, aber natürlich auch auf andere Weise einlösen kann, als wir es damals wollten? Diese Bestandsaufnahme zeichnet biografische Entwicklungen und Verwicklungen nach, reflektiert die Frage, wo eigentlich Werte herkommen, bringt den Gang der Zeitgeschichte ins Spiel und wird am Ende zu einer Apologie des Liberalismus. Sie ist adressiert an seine linken Verächter, unternommen im Versuch, die Gegner, wenn schon nicht zu bekehren, so zumindest vom moralischen Ernst zu überzeugen. Der Liberalismus darf sich seinen Anspruch auf das überlegene Gerechtigkeitskonzept vom Moralismus der Linken nicht nehmen lassen. Den Vorwurf der Herzenskälte gilt es leidenschaftlich und klug zu parieren.

Unserem Linkssein war nie eine bewusste Entscheidung vorangegangen, so als wäre man einem Test ausgesetzt (oder einer Art gesellschaftspolitischen Wahlomat), für den man fünfzig Fragen beantworten müsste, um am Ende festzustellen, ob man politisch rechts, links oder liberal sei («grün» gab es damals noch nicht). Dieses Linkssein brachte unsere Generation der in den fünfziger Jahren geborenen Deutschen schon von der Schule als eine Selbstverständlichkeit mit. Natürlich hatten wir die Achtundsechziger, die wir nicht waren, bewundert.

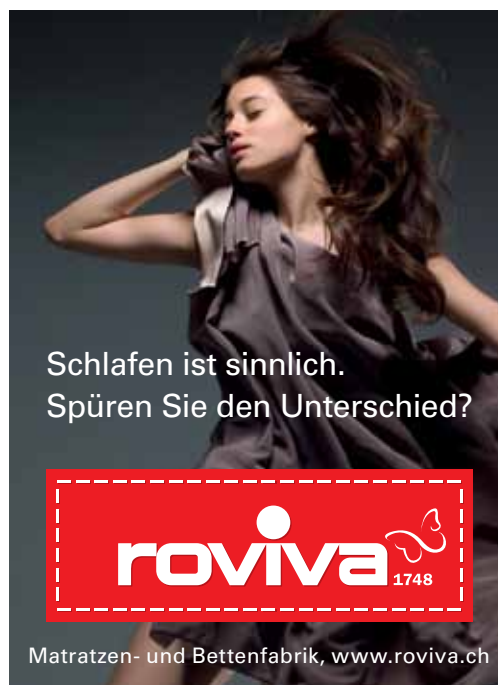
Utopiedefizit der Konservativen

Rudi Dutschkes Gespräch auf einem Autodach mit Ralf Dahrendorf – wir standen emotional auf Seiten Dutschkes – im Fernsehen verfolgt, natürlich waren wir immer irgendwie traurig, dass die Achtundsechziger die Pioniere waren, die wir nie einholen konnten. Aber als «Zaungäste», um die Metapher von Reinhard Mohr zu nehmen, haben meine Schulfreunde und ich uns nicht gefühlt. Das wäre ja ganz und gar passiv gewesen. Wir wollten schon mitmachen. Vielleicht als Epigonen (obwohl das auch schon zu resignativ klingt) oder als «Flakhelfer» der achtundsechziger Bewegung, wie Ulrich Raulff meint, was schon angemessener klingt, weil damit auch ein gewisser Wiederholungszyklus der Kriegsgeneration unserer Väter angesprochen wird. Die Flakhelfer waren ja ebenfalls mit Begeisterung losgezogen. Wir hatten es gerade noch geschafft, dabei zu sein, und waren darauf nicht nur stolz, sondern auch, wenn man so gebaut ist wie ich, ehrgeizig genug, bei den Älteren Anerkennung zu suchen. Würde man uns heute als «Mitläufer» denunzieren, die damals schon von Mitläufern rekrutiert wurden, wäre das nicht

ganz falsch. Aber es würde mich doch auch ein wenig kränken, weil im Nachhinein neue Mitläufer gerne über frühere Mitläufer herfallen.

«What's left?», lautet die Frage. Was ist vom linken Denken übriggeblieben, und was kann heute noch «links» sein? Dabei liesse sich gewiss fragen, warum es mir überhaupt wichtig sei, immer noch irgendwie links sein zu wollen, was vermutlich nicht nur mit den Prägungen und Sozialisationen in den siebziger Jahren zu tun hat, sondern damit, dass links zu sein seit der Aufklärung mit einer hohen moralischen Aufladung daherkommt, irgendwie wertvoller im Vergleich zum notorischen Utopiedefizit der Konservativen oder gar zum pragmatischen Lakonismus der Liberalen, die sich das Anti-utopische geradezu auf die Fahnen geschrieben haben.

Was war eigentlich damals «links»? Man sollte sich vom heutigen Blick frei machen, wo «links» meistens Verteilungsdebatten über wachsende Ungleichheiten: dass die Reichen



Schlafen ist sinnlich.
Spüren Sie den Unterschied?

roviva 1748

Matratzen- und Bettenfabrik, www.roviva.ch

immer reicher werden, die Mittelschichten abstürzen und die Schere sich immer weiter öffnet. An solche Sachen denkt heute, wer an «links» denkt: Linke finden Ungleichheit die schlimmste Ungerechtigkeit, die man sich vorstellen kann, und sinnen über Massnahmen nach, wie man diese Schlechtigkeit ändern kann – je nach persönlich-politischer Radikalität werden sie für Steuerreform oder Revolution (kommt heute seltener vor) oder irgendetwas dazwischen optieren. «Links», so könnte man sagen, ist heute eine sozialphilosophische Option.

Daran haben wir damals nicht gedacht. Oder nicht in erster Hinsicht. «Links», man muss es so vage sagen, war irgendwie ein Lebensgefühl und -ausdruck. Eine Haltung, mit der wir uns untereinander zugehörig fühlten. «Links» war das Versprechen einer besseren Welt, das wir einander gaben. «Versuch über die Befreiung»

heisst das Stichwort, das Herbert Marcuse gab. Ein älterer Freund hatte mir das kleine Suhrkamp-Büchlein schon in der Oberstufe empfohlen. Ich hatte es damals in einem Rutsch durchgelesen. «Repressive Toleranz» kam darin vor, ein Ausdruck, der sagen soll, dass unsere Gesellschaft auf besonders perfide Weise verhindert, dass wir unsere wahren Bedürfnisse kennen. Indem sie uns mit dem Zauber aller Waren, die es gibt, falsche Bedürfnisse vorgaukelt. Irgendwie verhindert der Kapitalismus, dass wir zu uns kommen und bei uns sind. Irgendetwas lief falsch, war der Marcuse-Sound. Für so etwas war ich empfänglich.

Intellektuelle Vexierbilder

Diese, soll man sagen: angloamerikanische Heiterkeit, die sich ausklinkt, hatte uns damals gefallen. Mein musikalischer Held in der Schulzeit war nicht der sanfte Paul McCartney oder der harte Mick Jagger, sondern – im Glanz der Minderheit – der anarchische Ray Davies, der Kopf der Kinks. Der einzige Nummer-eins-Hit, der ihnen in Deutschland gelang, hiess «Dandy»: nicht wirklich ein linkes Revolutionslied – aber doch ein Song der Rebellion im Wirtschaftswunderland. «Dandy, Dandy, / you're chasing all the girls. / They can't resist your smile. / Oh, they long for Dandy, Dandy [...]» Viel Sehnsucht. «You always will be free.» Auch jenen «Dedicated Follower of Fashion», den die Kinks in einem anderen Hit besangen, kann man nicht wirklich als Objekt beissender Konsumkritik interpretieren, allenfalls als eines sanfter spötelnder Ironie. Mit den Dandys habe ich mich später ausgiebig beschäftigt – in einer Dissertation über die Literatur des Fin de Siècle.

Geschlossene Milieus zeichnet eine ganz bestimmte Blindheit aus. «Was man sieht und was man nicht sieht», bezieht sich nicht nur darauf, dass wir die epochale Zäsur des Jahres 1972/73 nicht sehen konnten. Wir haben gesehen und bewundert, wie damals Salvador Allende nicht durch blutige Revolution wie in Russland 1918, sondern durch demokratische Wahl als Sozialist und Kommunist in Chile an die Macht gekommen war. Und Pablo Neruda war für viele von uns ein Held, der gleich nach Marcuse kam. Was wir nicht gesehen haben – oder sehen wollten –, war, dass Allende, viel schneller als alle Kommunisten in der DDR oder der Sowjetunion, sein Land in nur wenigen Monaten in den wirtschaftlichen Ruin und die Menschen in bittere Armut gestürzt hatte.

Mich interessieren solche intellektuellen Vexierbilder. Lange sieht man die zweite Figur nicht. Hat man sie aber einmal in den Blick bekommen, kommt sie einem fast wie die eigentlich dominante Gestalt vor, und es macht Mühe, sich das alte Bild in Erinnerung zu rufen.

Rainer Hank leitet die Wirtschafts- und Finanzredaktion der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung*. Im März 2015 erschien sein Buch «Links, wo das Herz schlägt – Inventur einer politischen Idee». Knaus, 256 S., Fr. 26.90

Rücksichtslose Frauenzimmer

Mit «Grey's Anatomy», «Private Practice» und «Scandal» wurde Shonda Rhimes zur einflussreichsten TV-Autorin der USA. Ihre neueste Serie ist noch besser.

Von Beatrice Schlag

Kaum jemand interessiert sich dafür, wer TV-Serienschreibt. Natürlich kennen eingefleischte Fans die Autoren von Kultserien wie «The Sopranos», «Mad Men» oder «Breaking Bad». Aber sie sind eine winzige Minderheit. Der Grund ist einfach: Die meisten Serienerfinder sind weisse Männer über vierzig und nicht sonderlich attraktiv. Ihre Gesichter geben keine gutverkäuflichen Titelbilder her, obwohl Millionen von Zuschauern süchtig waren und sind nach ihren Geschichten.

Shonda Rhimes ist auch über vierzig und keine Schönheit, wie man sie auf einem Cover gewohnt ist. Trotzdem kennt in den USA jeder ihr Gesicht. Bereits zweimal reihte das *Time Magazine* sie unter die hundert einflussreichsten Persönlichkeiten der Welt ein. Dabei spricht Rhimes nur selten mit Medienleuten. Dass sie in den letzten Monaten mehr denn je zu reden gab, hat einen Grund, der neu ist in der Fernsehgeschichte: Im vergangenen Herbst entschied der um Quoten kämpfende US-Sender ABC, bei dem sie unter Vertrag ist, dass er das zuschauerträchtige Donnerstagabendprogramm in voller Länge den Serien von Shonda Rhimes überlassen will.

Was bedeutete, dass um 20 Uhr die elfte Staffel von «Grey's Anatomy» lief, um 21 Uhr die von den Obamas heissgeliebte Washington-Dreckschleuder «Scandal» und um 22 Uhr die neue von ihr produzierte Serie «How to Get Away with Murder», die seit dieser Woche auch auf RTL Crime zu sehen ist. «Thank God it's Friday», sagen die Amerikaner, wenn das Wochenende naht. ABC münzte den Slogan in eine Werbehymne auf Rhimes um: «Thank God it's Thursday». Für die vierjährige Vertragsverlängerung mit ABC soll die Autorin und Produzentin im letzten Herbst ein zweistelliges Millionengehalt pro Jahr ausgehandelt haben. Plus Beteiligung an Auslandverkäufen ihrer Serien.

Vom Biest zur verzweifelten Ehefrau

«How to Get Away with Murder» ist die Geschichte einer tödlich ehrgeizigen Rechtsprofessorin und Anwältin, die mit ihrer eigenen Ruchlosigkeit nicht zurechtkommt. Es ist die bisher mit Abstand spannendste Serie aus Rhimes' Produktionsfirma Shondaland. Wer dachte, die schöne Polit-Intrigantin Olivia Pope (Kerry Washington) aus «Scandal» sei an Skrupellosigkeit und Durchtriebenheit nicht zu überbieten, irrte. Anwältin Annalise Keating (Viola Davis), Star der neuen Serie, hat zwar



«Wenn mir das eine gelingt, versage ich beim andern»: Drehbuch-Autorin Rhimes.

weniger hochrangige Geliebte als Olivia Pope, Beraterin des Weissen Hauses. Aber Keatings Geschichte ist um Klassen packender, weil verwirrender und zwiespältiger. Kaum denkt der Zuschauer, ihren unglaublich berechnenden Charakter zu durchschauen, verwirrt sie ihn mit Skrupeln. Ihre Glaubhaftigkeit verdankt sie dem spektakulären Können von Viola Davis («The Help»). Die seit Jahren mit Preisen ausge-

zeichnete Schauspielerin ist keine Modelschönheit wie Kerry Washington. Aber ihre Fähigkeit, sich in Sekunden vom miesen Biest zur verzweifelt schluchzenden Ehefrau zu wandeln, macht Annalise Keating von Folge zu Folge spannender.

Über zwanzig Millionen Zuschauer schalteten sich zu, als der Pilotfilm von «How to Get Away with Murder» im Herbst in den USA ge-

zeigt wurde – eine für viele überraschende Rekordquote. Sie stellte unter Beweis, wie sehr die Marke Shondaland inzwischen zum Gütesiegel geworden war. Es lag nicht daran, dass Shonda Rhimes schwarz ist und damit eine Ausnahmeerscheinung unter erfolgreichen Autoren und Produzenten. Der entscheidende Grund ist neben ihrem herausragenden Talent als Erzählerin, dass sie sich um angeblich unumstössliche Sehgewohnheiten nicht kümmert.

Zuschauer schert sich nicht um Hautfarbe

Während in fast jeder Serie, nicht nur in den USA, inzwischen ein Quotenfarbiger mitwirkt, machte Rhimes von Anfang an klar, dass für sie gar nichts anderes als gemischtrassige Ensembles in Frage kommen. «Soll das ein Witz sein?», blaffte sie das Besetzungsbüro schon bei «Grey's Anatomy» an, als nur weisse Schauspieler zum Vorsprechen einbestellt wurden. Mit ihrem Erfolg widerlegte sie das jahrzehntealte ungeschriebene Gesetz von TV-Serien: Nie mehrere Nichtweisse in Hauptrollen, weil sonst das weisse Publikum wegzappt. Rhimes bewies, dass sich Fernsehzuschauer keinen Deut um Hautfarben scheren, solange die Figuren verwegen genug sind, einen ständig zu überraschen. Ihre Hauptdarsteller sind Schwarze, Weisse, Asiaten, Latinos, Mischlinge. Sie sind hetero- oder homosexuell und manchmal das

Bei Rhimes sind Frauen wandelnde Widersprüche, was einem bisweilen ungeheuer auf die Nerven geht.

eine und das andere. Das klingt nach unerträglich heiler Benetton-Welt und ist auf dem Bildschirm genau das Gegenteil: so scheinbar stinknormal, dass es einem kaum auffällt. Die Farbigen und Homosexuellen sind nicht die Guten, sondern genauso freundlich, mies, feige und karrieresüchtig wie Weisse und Heteros. Das mehrheitlich weisse, mehrheitlich heterosexuelle Publikum bemerkte es anfänglich kaum. Den Minderheiten fiel es sofort auf. Sie wollten wissen, wer diese Shonda Rhimes ist, die ihnen so unbekümmert Platz einräumte.

Die zweite Sehgewohnheit, die Rhimes in den Wind schlug, war die einteilbare Frau. Ihre Frauenfiguren sind herzlich, rücksichtslos, berechnend, brutal egoistisch, zärtlich, treu und manchmal nicht. Das fällt aus dem Rahmen in einer Fernsehwelt, in der Frauen selten mehr Spielraum haben als sexy, kumpelhaft, hausfraulich oder auf Karriere fixiert zu sein. Bei Rhimes sind sie wandelnde Widersprüche, was einem beim Zuschauen gelegentlich ungeheuer auf die Nerven geht und gleichzeitig sehr bekannt vorkommt. Das Tröstliche und Weltfremde an ihnen ist, dass sie nie dumm und uninteressant sind. Unvergesslich die scheinbar kaltherzige koreanische Assistenzchirurgin



Polit-Intrigen: «Scandal».



Tödlicher Ehrgeiz: «How to Get Away with Murder».

Cristina Yang aus «Grey's Anatomy», die sich selber für durchaus teilnahmsvoll hält, den Rest der Menschheit allerdings für sentimentale Sülzer. Sie steht stampfend neben einem Gehirntoten, der noch atmet, und sieht ihn erbost an, weil er mit dem Sterben nicht vorwärtsmacht. Denn er ist Organspender, und sie will endlich anfangen, ihn auszuweiden. Cristina Yang, gespielt von Sandra Oh, war bis zu ihrem Ausscheiden die mit Abstand hinreissendste weibliche Figur der Serie.

Die 45-jährige Shonda Rhimes, in Chicago gross gewordene Tochter zweier Akademiker und ledige Mutter dreier Kinder, hielt sich mit Kommentaren zu ihren Serien jahrelang zurück. Sie fand die Fragen nach ihren gemischtrassigen Crews überflüssig: «Es funktioniert»,

sagte sie kurz und bündig, «warum fragen die Leute mich danach? Ich bin die falsche Person. Sollen sie doch die Leute fragen, die es nicht tun, warum es ihnen so schwerfällt.» Diskussionen darüber, wie sie als Frau und Schwarze die Fernsehlandschaft verändert habe, gehen ihr auf die Nerven. Als ihr ein Veranstalter im letzten Jahr mitteilte, er wolle sie bei ihrem Auftritt als «mächtigste schwarze, weibliche Show-Figur in Hollywood» ankündigen, strich sie die Wörter schwarz und weiblich: «Man würde doch jemanden auch nicht als «mächtigste weisse, männliche Show-Figur» vorstellen. Ich finde Rasse und Geschlecht sehr wichtig. Sie haben aus mir die gemacht, die ich bin. Aber die Tatsache, dass alle anderen das Bedürfnis haben, sich darüber auszulassen, geht mir wahnsinnig auf den Wecker.»

«Der unausweichliche Konflikt»

Am ungehaltensten reagiert sie allerdings auf die Frage, wie sie drei gleichzeitig laufende TV-Shows und drei Kinder unter einen Hut bekomme. «Haben Sie das Chuck Lorre [Autor und Produzent von «Two and a Half Men»] auch gefragt?», lautet meist ihre Gegenfrage. Offen hingegen antwortete sie bei einer Ansprache am Dartmouth College, wo sie in den achtziger Jahren Literatur studiert hatte: «Es geht nicht. Wenn ich zu Hause an den Halloween-Kostümen meiner Kinder nähe, verpasse ich vermutlich den verabredeten Termin, ein umgeschriebenes Script einzureichen. Wenn ich einen Preis überreicht bekomme, verpasse ich die erste Schwimmstunde meiner Tochter. Wenn mir das eine gelingt, versage ich beim andern. Das ist der unausweichliche Konflikt.»

«How to Get Away with Murder» ist seit Mittwoch, 15. April auf RTL Crime zu sehen. Wiederholungen donnerstags und freitags.



«Die Erbschaftssteuer-Initiative gefährdet die Zukunft von Familienunternehmen und KMU.»

Dr. Christoph M. Müller,
Präsident der Verwaltungsräte Wardeck Invest AG & Espace
Real Estate Holding AG, Küssnacht

KMU und Familienunternehmen bilden das Rückgrat der Schweizer Wirtschaft und stellen zwei Drittel aller Arbeitsplätze. Die Erbschaftssteuer-Initiative erschwert Nachfolgeregelungen für Familienunternehmen und KMUs und gefährdet damit deren Zukunft. **Deshalb Nein am 14. Juni!**

Mehr Informationen:
nein-zur-bundeserbschaftssteuer.ch

Spendenkonto:
Postkonto IBAN CH42 0900 0000 8541 3124 1

Komitee
nein-zur-bundeserbschaftssteuer.ch

AM 14. JUNI
**BUNDES
ERBSCHAFTS
STEUER** **NEIN**

«Unwissenschaftliches Zeug»

Der Psychologe und Neurobiologe Niels Birbaumer hat unkonventionelle Methoden entwickelt, um das Gehirn zu beeinflussen. Er kann mit vollständig gelähmten Menschen kommunizieren und lehrt Psychopathen das Fürchten. *Von Alex Reichmuth und Lucian Hunziker (Bilder)*

Niels Birbaumer, Sie kommunizieren mit vollständig gelähmten Menschen, die künstlich beatmet werden müssen und nicht einmal mehr die Augenlider bewegen können. Wie muss man sich solche Locked-in-Patienten vorstellen?

Es sind Menschen, bei denen wegen einer genetisch bedingten Krankheit sämtliche Nervenzellen abgestorben sind, die für die Motorik zuständig sind. Dieser Prozess dauert mehrere Monate oder einige Jahre. Am Ende funktioniert nur noch das Gehirn. Die Patienten können normal denken und bekommen über das Gehör alles mit.

Das führt sicher rasch zum Tod.

Mit künstlicher Beatmung ist die Krankheit keineswegs tödlich. Statistisch beträgt die Lebenserwartung von Locked-in-Patienten zwar nur fünf Jahre. Aber das liegt daran, dass sich viele von ihnen für den Tod entscheiden, meist wegen ihrer Atemnot. Wollen sie aber leben und man beatmet sie durchgehend, ist ihre Lebenserwartung nicht reduziert.

Wie verständigen Sie sich mit solchen Patienten?

Ich setze ihnen eine Art Haube auf den Kopf und mache damit den Blutfluss im Gehirn sichtbar. Das geschieht mit Licht, das in den Schädel eindringt, und nennt sich Nah-Infrarot-Spektroskopie. Dann stelle ich ihnen einfache Fragen, deren richtige Antwort ich kenne – etwa: «Heisst deine Mutter Carla?» Dabei beobachte ich, wie sich der Blutfluss verändert, und kann dann mit Hilfe eines Computers ableiten, welche Hirnsignale bei diesem Menschen Ja und Nein bedeuten. Habe ich siebzig bis achtzig Prozent Zuverlässigkeit erreicht, kann ich beginnen, offene Fragen zu stellen.

Was fragen Sie?

Zum Beispiel: «Hast du Schmerzen?» Ich hatte einmal eine Locked-in-Patientin, die sich wundgelegen hat. Ich fragte sie an mehreren Tagen, ob sie Schmerzen habe. Das Signal war immer «Ja». Anschliessend wurde die Wunde behandelt und beseitigt. Danach antwortete die Patientin zuverlässig mit Nein auf die Frage nach Schmerzen.

Was fragen Sie noch?

Eine wichtige Frage ist: «Willst du leben?» Lautet die Antwort dazu über Wochen und

Monate hinweg immer «Nein», beginne ich mir schon einige Gedanken zu machen.

Was passiert, wenn das Beatmungsgerät abgeschaltet wird?

Dann erstickt man wohl einfach. Im Prinzip weiss kein Mensch, wie dieser Tod erfolgt. Man stösst bei Ärzten und Familienangehörigen auf eine Mauer des Schweigens, wenn man eine solche Frage stellt.

Geht es Locked-in-Patienten besser, wenn sie mittels Computer-Hirn-Schnittstelle wenigstens etwas kommunizieren können?

Da kann ich nur mutmassen. Man müsste dazu ihre Befindlichkeit vor und nach Beginn der Kommunikationsversuche erfassen

«Ich ignoriere die Verfügungen von Patienten, die vollständig gelähmt sind.»

und vergleichen. Allgemein lässt sich aber sagen, dass Locked-in-Patienten ihre Lebensqualität während des Krankheitsprozesses meist als gleichbleibend erleben. Nur, wenn die Patienten in einem Zustand sind, in dem sie fast keine Luft mehr bekommen, geht es ihnen schlecht. Leider versuchen Ärzte und Angehörige in dieser Situation in der Regel, die Betroffenen vom Weiterleben abzuhalten, was ihnen meist gelingt. Aber wenn man die Menschen beatmet, ist ihre Lebensqualität wieder hoch, und sie wollen leben.

Was heisst «hohe Lebensqualität»?

Eine Lebensqualität wie bei gesunden Menschen.

Das ist kaum vorstellbar.

Ich hatte anfangs auch Mühe, es zu glauben. Aber die Befragungen sind eindeutig. Lediglich unmittelbar nach der Diagnose geht es diesen Menschen schlecht. Natürlich haben die Betroffenen auch sonst hin und wieder schlechte Phasen – meist dann, wenn ihre Angehörigen Abstand nehmen oder sich zurückziehen. Aber hier geht es allen Menschen gleich: Solange man jemanden hat, der sich um einen sorgt, will man leben. Zuwendung und Liebe sind entscheidend im Leben. Mein Team und ich haben bei einigen Locked-in-Patienten festgestellt, dass sie sogar glücklicher sind als zuvor, als sie noch gesund waren. Je schlimmer die Krankheit wird, desto mehr steigt ihre Lebensqualität.

Sie scherzen.

Nein. Ich machte einmal einen Selbstversuch und liess mich unter der Kontrolle von Ärztekollegen mittels bestimmter Substanzen in völlige Lähmung versetzen und künstlich beatmen. Ich erlebte einen Zustand physischer und psychischer Entspannung, wie ich ihn zuvor nicht gekannt habe. Ich hatte kein Bedürfnis, etwas zu tun, und fühlte mich für nichts verantwortlich. Das ist exakt der Zustand, von dem indische Meditationslehrer berichten. Auch die beglückenden Gefühle, von denen Leute erzählen, die fast gestorben sind, gleichen dieser Erfahrung.

Sind Sie wegen solcher Erfahrungen zu einem vehementen Kritiker von Patientenverfügungen geworden? Darin halten Menschen ja fest, dass sie im Fall einer schweren Krankheit nicht an Maschinen angehängt weiterleben wollen.

Unter anderem, ja. Ich ignoriere die Patientenverfügungen von Menschen, die nun vollständig gelähmt sind, und werfe sie in Einverständnis mit den Patienten weg.

Damit übergehen Sie doch den Willen dieser Menschen.

Nein. Ich sage ihnen, dass die Patientenverfügung für mich nicht massgebend ist und dass wir sie darum vorläufig beatmen. Wenn sie nach einiger Zeit noch immer sterben möchten, respektiere ich das natürlich. Das will dann aber keiner mehr.

In einem früheren Interview sagten Sie, eine Patientenverfügung degradiere Ärzte zu Totengräbern.

Ja. Und es ist lebensgefährlich, als gesunder Mensch zu verfügen, im Fall einer schweren Krankheit nicht an medizinische Geräte angehängt zu werden. Solche Geräte wurden ja gerade entwickelt, um die Lebensqualität zu verbessern. Verstehen Sie mich nicht falsch: Es gibt Krankheiten, wo die Lebensqualität so schlecht ist, dass ein Weiterleben mit Hilfe von Maschinen keinen Sinn macht – etwa bei manchen terminalen Krebserkrankungen. Aber die Patienten sollen dann entscheiden, wenn es so weit ist. Bei guter Gesundheit eine Patientenverfügung auszufüllen, macht keinen Sinn. Man kann das allenfalls tun, wenn man schon erkrankt ist und abschätzen kann, was auf einen zukommt.

Es ist doch wichtig, seinen Willen festzuhalten für den Fall, dass man im entscheidenden Moment nicht bei Bewusstsein ist.



«Wenn man wirklich im Koma ist, ist es sowieso egal»: Biologe Birbaumer.

Nein. Wenn man wirklich im Koma ist, ist es sowieso egal. Dann kann man auch beatmet werden. Unsere Forschungsergebnisse zeigen aber, dass bei vielen Zuständen, bei denen man von einem Koma ausgeht, die Patienten in Wahrheit zumindest Reste von Bewusstsein haben. Umgekehrt gibt es keine Hinweise, dass sie in diesem Zustand eine schlechte Lebensqualität haben. Mit Hilfsmitteln wie der Computer-Hirn-Schnittstelle wird es auch immer einfacher, dass die Patienten dann über ihr

Weiterleben entscheiden können, wenn sich diese Frage stellt.

Wie stehen Sie allgemein der Sterbehilfe gegenüber?

Wenn klar ist, dass jemand leidet und sich sein Zustand nicht bessern wird, bin ich der Letzte, der gegen Sterbehilfe ist. Widerlich finde ich allerdings den Sterbetourismus, wie er in der Schweiz möglich ist.

Warum?

Weil die Personen in einer ihnen unbekannteren Umgebung sterben müssen, ohne Bei-

stand von geliebten Personen – und das erst noch gegen Geld.

Was halten Sie von Sterbehilfe bei schweren psychischen Krankheiten?

Nichts. Das ist unmoralisch. Wenn jemand an einer Depression leidet, muss man diese beseitigen. Dafür gibt es Methoden.

Sie behandeln nicht nur Locked-in-Patienten, sondern therapieren auch Psychopathen und Gewalttäter. Hier haben Sie mit dem sogenannten Neurofeedback Erfolge erzielt. Um was geht es?

Es geht hier, wie immer bei meiner Forschung, um eine zentrale Frage: Wie kann man das Gehirn dazu bringen, etwas anderes zu tun, als was es aufgrund äusserer Einflüsse geneigt ist, zu tun? Oder anders gesagt: Wie kann man das Hirn steuern? Welche Anreize wirken? Psychopathen sind Menschen, die keine Angst empfinden. Ihr Problem ist, dass sie deshalb kein Mitgefühl entwickeln können. Darum tun sie Dinge, die eigentlich gegen ihre Interessen sind, etwa schwere Verbrechen. Man muss also einen Weg finden, im Gehirn solcher Menschen die fehlende Angst zu erzeugen. Und das ist möglich – selbst bei einer starken genetischen Disposition, keine Angst zu spüren.

Wie erreichen Sie das konkret?

Ich muss zuerst wissen, wo die Areale im Gehirn sind, die bei Angstempfindungen massgebend sind. Kenne ich diese Stellen, bringe ich zuerst normale Leute in eine Situation, die Angst erzeugt. Ich zeige ihnen furchtbare Bilder und Filme. Mittels Kernspinresonanz messe ich dabei ihren Blutfluss in den entsprechenden Hirnarealen. So sehe ich, welche Aktivität einer normalen Angstreaktion entspricht. Dann bringe ich Psychopathen in die gleiche Situation. An den entsprechenden Stellen in ihren Hirnen passiert dann nichts. Da ist absolute Stille. Hier setzt das Neurofeedback an: Ich visualisiere den Psychopathen ihre Hirnvorgänge. Sie sehen auf einem Bildschirm zum Beispiel ein farbiges Signal, das mit steigender Durchblutung ihres Gehirns grösser wird. So können sie also die Aktivierung mitverfolgen. Gleichzeitig stelle ich ihnen eine Belohnung in Aussicht, falls sich an den entsprechenden Stellen im Hirn etwas tut.

Welche Art von Belohnung?

Es muss ein starker Anreiz sein. Konkret: Geld oder Sex (*lacht*). Wir versprechen ihnen natürlich Geld. Es müssen allerdings schon ein paar Hunderter sein, damit solche Menschen überhaupt mitmachen. Doch so lernen Psychopathen, Angst zu empfinden. Das funktioniert natürlich nicht sofort, sondern dauert viele Stunden. Aber plötzlich sagen sie: «Seltsam, dieses Bild, das Sie mir zeigen, ist mir plötzlich unangenehm.» >>>



WORLD PRESS PHOTO

15

KEYSTONE präsentiert

World Press Photo 15

Ausstellung | 7. – 31. Mai 2015

Folium – Alte Sihlpapierfabrik, Sihlcity Zürich

Mo – So 11 – 19 Uhr | Fr 11 – 21 Uhr

Änderungen der Öffnungszeiten vorbehalten

Informationen unter www.keystone.ch

World Press Photo of the Year 2014 | Mads Nissen, Dänemark, Scanpix/Panos Pictures
Jon und Alex, ein homosexuelles Paar in einem intimen Moment, St. Petersburg, Russland.

Veranstalter

KEYSTONE

Sponsoren



Canon

BAUMANN & CIE
BANQUIERS

gdz...

FOLIUM

Medienpartner

NZZamSonntag

persönlich



«Wir waren nicht immer zimperlich.»

Sie entwickeln Angst, um die Belohnung abzuholen?

Richtig. Es ist, wie wenn man eine neue Fertigkeit lernt – zum Beispiel Velofahren.

Kann man so wirklich schwere Verbrechen verhindern?

Das ist natürlich schwer nachzuweisen, da Verbrechen von Psychopathen immer Einzelereignisse sind. Aber es gibt Belege, dass diese Art des Lernens nachhaltig ist und solche Menschen nach genügend Training auch dann Angst empfinden können, wenn keine Bedrohung in Aussicht steht. Heute sind die Möglichkeiten für Experimente wegen ethischer Bedenken leider viel eingeschränkter als früher. In den 1960er Jahren zum Beispiel wurde versucht, Sexualstraftäter mittels Stromschlägen zu verändern: Man hat ihren Penis verkabelt und ihnen sexuell stimulierende Bilder gezeigt. Hat sich dann bei der Visualisierung von aggressivem Sex die geringste Erregung gezeigt, bekamen die Straftäter einen heftigen Stromschlag. Das half. So etwas darf man heute aber nicht mehr machen.

Sie sagten einmal, dass Sie mit Ihren Methoden selbst einen Verbrecher wie Adolf Hitler erfolgreich hätten behandeln können.

Richtig. Hitler war allerdings kein Psychopath.

Sondern?

Er war ein typischer Österreicher (*lacht*). Das darf ich ja sagen als gebürtiger Österreicher. Im Ernst: Hitler war sozial gestört und wohl schwer paranoid. Es hätte bestimmt einen Weg gegeben, mit Gehirntaining seine Defizite wegzubekommen.

Ist das Gehirn ein beliebig formbares Organ?

Wenn ich es über die Lebensspanne eines Menschen betrachte, ja. Je älter man wird, desto weniger veränderbar wird aber das Hirn. Das hat durchaus Vorteile: Im fortge-

schrittenen Alter kann man etwa kaum mehr abhängig von Drogensubstanzen werden. Und es wird auch Hirnpotenzial frei, weil man auf gewisse Reize schwächer reagiert. Als jüngerer Mann ist man zum Beispiel dauernd damit befasst, den Damen hinterherzulaufen. Das fällt später weg.

Sie haben eine geradezu biologistische Auffassung von Psychologie.

Mit dieser Bezeichnung habe ich keine Probleme. Ich bekam meinen Lehrstuhl in Tübingen 1975 unter anderem darum, weil die Studentenschaft einen biologistisch orientierten Professor für Psychologie forderte. Die Fakultät wollte mich zuerst nicht nehmen, weil ich zu gefährlich sei. Ich war damals linksradikal. Der damalige Rektor, eigentlich ein ultrakonservativer Mann, hat aber darauf bestanden, dass nur wissenschaftliche Kriterien für die Berufung massgebend sein dürfen, keine politischen. Und meine wissenschaftliche Qualifikation stand ausser Zweifel.

Aufgewachsen sind Sie in Wien. In Ihrer Jugend waren Sie Anführer einer Bande und haben delinquent.

Ach, das waren Pubertätsprobleme. Als Junge kam ich in eine katholische Schule, wo strenge Disziplin herrschte. Damit kam ich nicht zurecht. Also habe ich begonnen, zu stehlen und Einbrüche zu begehen. Nachdem ich mit vierzehn einmal tätlich geworden war, musste ich die Schule verlassen. Damit fiel auch der Stimulus für die Kleinkriminalität weg. Das Umfeld, in dem ich mich fortan bewegte, war anders, offener. Alles wurde wieder gut.

Als Student wurden Sie von der Universität Wien weggewiesen, wegen politischer Agitation.



Das war bedeutender als eine Pubertätskrise. Damals in den 1960er Jahren herrschte in Österreich ein grauenhafter Sumpf an ehemaligen Nazis, die wieder hochgekommen waren. In der Führung der Wiener Universität wimmelte es von solchen Leuten. Zusammen mit Kommilitonen habe ich dagegen aufbegehrt. Wir haben Vorlesungen gestört. Ich habe einen eigenen Studienzyklus entworfen. Sicher waren wir

«Widerlich finde ich allerdings den Sterbetourismus, wie er in der Schweiz möglich ist.»

nicht immer zimperlich, aber dieser Aufstand war nötig. Wir sind dann alle von der Uni geflogen. Wegen des Filzes war es unmöglich, irgendwo im deutschsprachigen Raum eine Stelle zu bekommen. Darauf bin ich nach London und in die USA gegangen.

Vor vierzig Jahren wurden Sie dann eben nach Tübingen berufen. Wurde es danach ruhiger in Ihrem Leben?

Naja, ein Jahr nach meiner Berufung gingen die Studenten hier ebenfalls auf die Strasse. Diesmal gegen mich. Der Grund war, dass ich die Psychoanalytiker entliess, die damals die Abteilung Klinische Psychologie dominierten. Die Psychoanalytiker sind eine Art Sekte, die unwissenschaftliches Zeug verbreiten. Das hat an einer Universität nichts zu suchen. Da musste ich durchgreifen. Leider spielt die heutige Hirnforschung eine ähnlich schlechte Rolle. Manche ihrer Vertreter meinen, sie hätten die Wahrheit gepachtet und könnten selbst philosophische Probleme mit ihren Ansätzen beantworten. Dabei wissen sie wenig. Wer seriös ist, muss sich an Daten halten. Das tun diese Leute nicht.

Sind Sie ein Rebell?

Ich sehe mich nicht als Rebell. Ich lebe ein normales Leben und habe eigentlich eine biedere Wissenschaftskarriere durchlaufen. Allerdings sind einige meiner Kollegen sicher noch biederer als ich.

Niels Birbaumer (70) gehört zu den Pionieren der modernen Hirnforschung. Seit 1975 ist er Professor an der Universität Tübingen in Deutschland, wo er das Institut für medizinische Psychologie und Verhaltensneurobiologie leitet. Der gebürtige Wiener ist Autor des Buches «Dein Gehirn weiss mehr als du denkst», das in Österreich zum Wissenschaftsbuch des Jahres 2015 gewählt wurde.



Wotan Superstar, völlig losgelöst beim Babyschwimmen.



Baby über Bord

Von Daniele Muscionico

Das ist der neue Mister Universum. Völlig losgelöst treibt Wotan im Wasser. In der Tanga-Klasse ist Grazie gefragt, also lässt Wotan seinen Charme spielen. Drei Wochen lang haben ihn seine Eltern mit Bananen gedopt, auf Nahrungsergänzungsmittel, Diuretika und Antiöstrogene haben sie dieses Mal verzichtet. Jetzt zeigt Wotan, dass er die Mühe wert ist. Nach einem geschnüffelten Ritterberger schlägt er einen gehockten Axel.

Warum nicht? Wieso soll die Geschichte faustdick geschwindelt sein? Wurde denn dieses Kleinkind nicht einzig deshalb fotografiert, um uns zu spitzen Schreien der Verzückung zu nötigen? Und das soll uns gefallen?

Genauso ist es. Der amerikanische Haustierfotograf Seth Casteel, der diese Aufnahme verantwortet, weiss exakt, worauf wir fliegen: auf niedliche Wesen, die unter Wasser das Tier in sich entdecken. Erst waren es Hunde, die in Casteels Swimmingpool zur Bestie wurden. Seine Fotobücher «Hunde unter Wasser» (2012) und «Welpen unter Wasser» (2014) sind Klassiker der Gute-Laune-Literatur. Einmal auf den Geschmack gekommen, begann sich der Fotograf mit der nächsten Zivilisationsstufe zu beschäftigen. Jetzt zeigt er Babys im Flow.

Seit Casteel schwimmbegabte Menschen- und Hundewelpen in der Ur-Lauge zeigt, ist er in den USA vom Nobody zum Starfotografen avanciert. Er arbeitet für die *New York Times*, das *National Geographic*-Magazine und weitere reputable Publikationen; die Warteliste seiner Kunden soll so lang sein, dass er damit seine Pools tapezieren kann.

Baby über Bord. Wer bei diesem Anblick nicht feuchte Augen bekommt, hat kein Herz. Oder vielleicht doch? Vielleicht will ja der scheinbar Herzlose lediglich auf seinen Verstand nicht verzichten. Doch jenseits davon, und den Verstand auf Eis gelegt, ist unbestritten: Casteels Baby auf Tauchgang ist unbestechlich, weil es alles versammelt, worauf wir mit einem Übermass an Zuneigung reagieren: Es zeigt einen resoluten Winzling und ungewollten Helden im Kampf ums Überleben. Wotan Superstar.

Ist das denn nicht berechnend? Aber sicher. Und das sollen wir zulassen? Ganz genau. Denn wer dieses Bild nicht hinreissend findet, der muss über sich nachdenken. Wer dieses Bild nicht ausschneidet und unters Kopfkissen legt, ist wahrscheinlich ein Misanthrop. Oder ein Neidhammel. Wahrscheinlich aber ist er beides.

Seth Casteel: Babys unter Wasser. Riva. 112 S., Fr. 19.90.

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Martin Suter:** Montecristo (*Diogenes*)
- 2 (2) **Viveca Sten:** Tod in stiller Nacht (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 3 (3) **Jussi Adler-Olsen:** Verheissung – Der Grenzenlose (*DTV*)
- 4 (5) **Milena Moser:** Das Glück sieht immer anders aus (*Nagel & Kimche*)
- 5 (7) **Tess Gerritsen:** Der Schneeleopard (*Limes*)
- 6 (5) **Lukas Hartmann:** Auf beiden Seiten (*Diogenes*)
- 7 (6) **Cecelia Ahern:** Das Jahr, in dem ich dich traf (*Fischer Krüger*)
- 8 (8) **Lucinda Riley:** Die sieben Schwestern (*Goldmann*)
- 9 (–) **Lori Nelson Spielman:** Morgen kommt ein neuer Himmel (*Fischer Krüger*)
- 10 (–) **Ayelet Gundar-Goshen:** Löwen wecken (*Kein & Aber*)

Sachbücher

- 1 (1) **Thomas Maissen:** Schweizer Heldengeschichten ... (*Hier und Jetzt*)
- 2 (2) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 3 (3) **Wilhelm Schmid:** Gelassenheit (*Insel*)
- 4 (9) **Per J. Andersson:** Vom Inder, der auf dem Fahrrad ... (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 5 (–) **Anton Gunzinger:** Kraftwerk Schweiz (*Zytglogge*)
- 6 (5) **Mahtob Mahmoody:** Endlich frei (*Ehrenwirth*)
- 7 (–) **Jamie Purviance:** Weber's Grillbibel (*Gräfe und Unzer*)
- 8 (4) **Kurt Lauber:** Matterhorn, Bergführer erzählen (*Droemer Knaur*)
- 9 (7) **Jean Ziegler:** Ändere die Welt (*Bertelsmann*)
- 10 (–) **Tanja Grandits:** Kräuter (AT)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Markus Gilli

Einst konnte sich Roger Schawinski nicht laut genug ereifern über die SRG. Mit geballtem Furore zog er jeweils über den staatsnahen Medienbetrieb her. Seit Schawinski auf SRF eine eigene Talkshow erhalten hat, ist es damit vorbei. Heute gibt es zwar immer noch einige SRG-Kritiker, doch niemand mehr legt sich in dieser Sache dermassen leidenschaftlich ins Zeug wie einst Schawinski. Dachte man. Bis letzte Woche auf einem Podium der Stiftung für Meinungsfreiheit und Medienvielfalt der aufgebrauchte Tele-Züri-Chef Markus Gilli in einer kaum mehr zu bremsenden Wutrede über die «Krake SRG» und den ebenfalls anwesenden SRG-Generaldirektor Roger de Weck herzog. Damit hat Gilli endgültig den Beweis erbracht, dass er ein würdiger Nachfolger Schawinskis ist – nicht nur als Senderchef und Moderator. (rb)



«Ist das ein Protest gegen die Käfighaltung?»

Theater

Woyzeck macht Pipi

In den vergangenen fünf Monaten war ich fünf Mal im Theater. In vier Fällen tauchte irgendwann ein nackter Schauspieler auf. Eine auffallend hohe Quote von achtzig Prozent. Von Katja Oskamp

Der erste Nackte ging noch in Ordnung: Im Berliner Ensemble schlachtete ein nackter Woyzeck die Mutter seines Kindes ab. Der zweite Nackte war nur peinlich: Im Gorki-Theater schlich ein grundlos entkleideter Siegfried, Nibelungen-Held, ohne Sinn und Verstand an der Rampe hin und her. Beim dritten Nackten konnte ich nicht länger an Zufall glauben: In den Kammerspielen des Deutschen Theaters stieg Baal aus einem Gorillakostüm und griff zur Gitarre. Der Baal-Darsteller war nicht nur nackt, sondern auch hässlich. Das Fett schwabbelte an seinem dicken Körper, und die langen

Haare klebten in feuchten Strähnen über den von Schminke verschmierten Pausbacken. Da stand er, hielt sich die Gitarre vor den Pullermann und schrie herum.

Klar, Schauspieler sind exhibitionistisch veranlagt. Doch das waren sie früher, als man im Theater noch Geschichten erzählt bekam, auch, und sie behielten trotzdem die Hosen an. Der sich häufende Zwang zur Entblössung musste eine tiefere Ursache haben. Das Gorillakostüm brachte mich auf die entscheidende Idee.

Ich nahm Kontakt zu Susanne Wolf auf. Sie arbeitet als Verhaltensbiologin am Max-



aus. Es war ein langer, dünner, junger Schauspieler. Wie besessen rannte er umher, wackelte mit den Hüften und schüttelte seinen Penis. Der klatschte in allen Richtungen gegen seinen Körper. Der Schauspieler starrte seinen Penis immer wieder an und schrie: «Pipi, los!»

Siegfried als Nacktmull

Da das Bühnenbild aus einem schwarzen, kalt ausgeleuchteten Kasten bestand, fragte ich meine Nachbarin leise: «Ist das ein Protest gegen die Käfighaltung?» – «Nein», flüsterte Susanne Wolf, «Schockmauser. Wird unter lebensbedrohlichem Stress ausgelöst und dient der Flucht vor dem Angreifer, der nur die Federn zurückbehält.» Ich staunte. Beide schauten wir wieder Woyzeck, dem Penischüttler, zu. Er schrie noch immer «Pipi, los!», was bei Büchner überhaupt nicht vorkam, und rannte hektisch hin und her. «Es handelt sich wohl um die Rennerkrankheit», raunte Susanne Wolf mir zu, «tritt häufig bei jungen Wellensittichen im Alter von vier bis sieben Wochen auf. Sie verlieren Schwanz- und Flügelfedern, meist symmetrisch, und werden flugunfähig. Daher nennt man sie Renner oder auch Hopser.» Wir nickten uns einvernehmlich zu, rutschten tief in die Theatersessel und schlossen die Augen. Woyzeck hörte nicht auf, «Pipi, los!» zu krächzen, ein schockgemauserter Wellensittich mit Rennerkrankheit.

Eine Woche später lud mich Susanne Wolf in den Tierpark ein. Sie führte mich direkt zur Nacktmullzucht. Fasziniert stand ich vor der Glasscheibe, ein Querschnitt durch den Bau, der Einblick in beleuchtete Höhlen und Gänge gab. Die Nacktmulle rannten wie besessen umher, übertölpelten einander, strampelten und zappelten, als ginge es um ihr Leben. Aus den winzigen Mäulchen ragten je zwei lange, nach unten gebogene Schneidezähne. Die Haut der Tiere hing faltig und lose am Körper. Sie waren nackt, unfassbar hässlich und sehr viele. «Der Nacktmull», erklärte Susanne Wolf, «ist beinahe blind, beinahe taub und kann keinen Schmerz empfinden. Er lebt in grossen Kolonien. Mit dieser Staatenbildung zeigt er ein bei Säugern sehr seltenes Verhalten.»

Plötzlich setzte sich ein Nacktmull auf seinen kleinen Po und liess ein Pfützchen unter sich rinnen. «Da!», rief ich, «Woyzeck hat Pipi gemacht!» Susanne Wolf zeigte auf einen besonders dicken Nacktmull, der sich in einem Plastikrohr verkeilt hatte. «Das ist Baal!», rief ich verzückt. Bald darauf entdeckte ich Siegfried, den Nibelungen-Held, der sich unter Aufbietung all seiner Kräfte durch einen Haufen Sägespäne wühlte. Gebannt schaute ich dem Treiben der Nacktmulle zu. Ein grossartiges Schauspiel.

Georg Büchner: Woyzeck. Deutsches Theater, Berlin. Regie: Sebastian Hartmann.

Delbrück-Centrum in Berlin-Buch und forscht derzeit an Ratten über Schizophrenie. Ich beschrieb ihr die nackten Männer auf den Berliner Bühnen und fragte: «Gibt es in der Tierwelt ein vergleichbares Phänomen? Etwa den spontanen Fellabwurf?»

Susanne Wolf erklärte, dass der Mensch der einzige nackte Primat sei und dieser Umstand evolutionsgeschichtlich mit dem aufrechten Gang, der Beherrschung des Feuers und der Fähigkeit zur Jagd zusammenhänge. «Der Fellverlust», fuhr sie fort, «dämmt den Parasitenbefall ein, eine enorme Zeitersparnis.» Hiess das, dass nackte Schauspieler höher entwickelt sind als angezogene?

Beim vierten Theaterbesuch begleitete mich Susanne Wolf. Er führte uns ins Deutsche Theater, einstige Hochburg der Schauspiel- und Sprechkunst. Es gab wieder einen «Woyzeck», diesmal völlig ohne Handlung. Wir mussten nicht lange warten. Etwa in der vierzigsten Spielminute zog sich Woyzeck nackt

Jazz

Ehrenrettung eines Epigonen

Von Peter Rüedi

Was ist ein Epigone? Schlagen wir nach im Herkunfts-Duden, dem etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache, in welchem nicht nur die Bedeutung von «Etymologie» zu finden ist, sondern überhaupt Herkunft und Bedeutungen jeden Worts der deutschen Sprache: in einem der Nachschlagewerke, in denen man stundenlang spazieren gehen kann. «Epigone» also: «Die Bezeichnung für <unbedeutender Nachfolger berühmter Vorgänger, Nachahmer> (besonders in Literatur und Kunst)...» Der Epigone ist der geächtete «Nachgeborene» des Originalgenies, seine Verachtung erklärt sich aus dessen Kult und der diesen begründenden Kunstauffassung. Wo Kunst als Handwerk gilt oder die Nachahmung eines Meisters mehr zählt als individuelle Selbstverwirklichung, gibt es, je nach Blickwinkel, keine oder nur Epigonen. Der Trompeter Paolo Fresu, 1961 geborener Sarde, hat sich vom Miles Davis der fünfziger Jahre, dem «melomanen Miles», so viel einverleibt, dass er weit herum als dessen Epigone gilt. Nur dass mit dem Schmähwort auf diesem Feld vorsichtig umzugehen ist – spätestens seit Dizzy Gillespies berühmtem Diktum über Louis Armstrong («No him, no me»). Überhaupt hat der Erfinder der Jazztrompete so viele stilistische Nachgeborene gezeugt, dass sich diese Diskussion selbst bei denen erübrigt, die ihm aus dem Gesicht geschnitten sind. Lassen wir also den Vergleich von Paolo Fresus Sprache mit der von Miles und hören wir, was er uns in der zu sagen hat, die wir auf seinem neuen Duo-Album mit dem Bandooneonspieler Daniele di Bonaventura hören. Wie sein Vorbild ist Fresu ein grosser Melodiemagier; aber anders als der geht er nicht von den Balladen aus dem amerikanischen Songbook aus, sondern von europäischer Folklore (zu der wir auch eine Melodie von Puccini oder Domenico Furnò rechnen dürfen) und latein-amerikanischen Liedern (von Chico Buarque, Sergio Ortega, Víctor Jara, Jaime Roos) – nebst viel schönem Eigenbau von ihm selbst und di Bonaventura. Eine wunderbar eindringliches, ans Herz greifendes Rezital mit grossem Mut zu unverschämter Schönheit. Musik mit viel Luft. In jeder Hinsicht.



Paolo Fresu, Daniele di Bonaventura: In maggiore. ECM 2412 4710051

Top 10

Knorr's Liste

1	Das Deckelbad	★★★★★
	Regie: Kuno Bont	
2	A Most Violent Year	★★★★★
	Regie: J. C. Chandor	
3	Les combattants	★★★★☆
	Regie: Thomas Cailley	
4	Shaun the Sheep Movie	★★★★☆
	Regie: M. Burton / R. Starzak	
5	Still Alice	★★★★☆
	Regie: R. Glatzer / W. Westmoreland	
6	Cinderella	★★★★☆
	Regie: Kenneth Branagh	
7	Ex Machina	★★★☆☆
	Regie: Alex Garland	
8	Big Eyes	★★★☆☆
	Regie: Tim Burton	
9	Avengers: Age of Ultron	★★★☆☆
	Regie: Joss Whedon	
10	Fast & Furious 7	★★★☆☆
	Regie: James Wan	

Kinozuschauer

1 (-)	Avengers: Age of Ultron	51 588
	Regie: Joss Whedon	
2 (1)	Fast & Furious 7	17 854
	Regie: James Wan	
3 (2)	Paul Blart: Mall Cop 2	5998
	Regie: Andy Fickman	
4 (-)	Ex Machina	5629
	Regie: Alex Garland	
5 (4)	Shaun the Sheep Movie	4499
	Regie: M. Burton / R. Starzak	
6 (3)	Run All Night	4280
	Regie: Jaume Collet-Serra	
7 (5)	Home (3-D)	4196
	Regie: Tim Johnson	
8 (9)	Still Alice	2396
	Regie: R. Glatzer / W. Westmoreland	
9 (10)	Second Best Exotic Marigold Hotel	2104
	John Madden	
10 (8)	Cinderella	2060
	Regie: Kenneth Branagh	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Exodus: Götter und Könige (Fox)
2 (1)	Interstellar (Warner)
3 (2)	Game of Thrones – Staffel 4 (Warner)
4 (3)	Die Tribute von Panem 3 (Impuls)
5 (4)	Paddington (TBA)
6 (-)	The Homesman (Rainbow)
7 (8)	Nachts im Museum 3 (Fox)
8 (6)	Die Pinguine aus Madagascar (Fox)
9 (5)	Kill the Boss 2 (Warner)
10 (7)	Love, Rosie (Rainbow)

Quelle: Media Control



Wie ein gespitzter Bleistift: Zhang Mei (Jo Yang) und Nathan (Asa Butterfield).

Kino

Glühwürmchen in Taiwan

Hinter dem kuriosen Titel «X + Y» steckt ein britisches Kleinod: die Lovestory eines Autisten, der an einem Mathe-Wettkampf eine Chinesin kennenlernt. Von Wolfram Knorr

Als Neunjähriger hat Nathan den Schock seines Lebens. Auf dem Rücksitz muss er miterleben, wie an einer Kreuzung ein Auto in den Wagen seines Vaters bremst. Der Junge wird mit dem Tod des Vaters und der Unberechenbarkeit des Lebens konfrontiert und rettet sich, als wäre ihm sämtliche Luft aus den Räumen der Gefühle herausgesaugt worden, in den Hyperraum der kalten Berechenbarkeit, der Zahlen und Formeln – der Mathematik. Eine Festung, in die er sich einbergen kann. In ihr weiss er sich in Sicherheit, er weiss, dass jeder Versuch, ihn mit Emotionen zu locken, abprallen wird. Nathans Mutter (Sally Hawkins) versucht es immer wieder – mit zunehmender Verzweiflung.

Nathan (Asa Butterfield) ist Autist, ein Mathe-Genie, das sich einbunkert in der glasklaren Strukturenwelt der Zahlen – rationaler Zahlen, komplexer Zahlen, transfiniten Zahlen. Ab und zu flackern noch Rudimente seines Kummers, seiner verlorenen Liebe zum Vater aus seiner Seele, die von den Zahlen erstickt werden – wie eine Kerzenflamme, über die man ein Glas stülpt. Für die Aussenwelt ist Nathans Verhalten von Nutzen, ein Hochbegabter, mit dem man protzen kann, auf einer Mathe-Olympiade in Taiwan. Dorthin holt ihn sein Mathe-Lehrer – und dort gelingt einem Mädchen die Schleifung seiner Festung, indem es ihn aus seinem Hyperraum zurückholt.

«X + Y» gehört zu den skurrilsten Kinoentdeckungen des Jahres, dafür sorgt fast schon alleine der Titel, der in einem Prahlschreier- und Marktschreier-Gewerbe einer tollkühnen Kamikazeaktion gleichkommt. Aber zugleich entspricht der kuriose Titel dem Glühwürmchencharme, mit dem das britische Erstlingswerk des preisgekrönten Dokumentarfilmers Morgan Matthews klein, aber fein über die Leinwand flirrt. Matthews hatte für die BBC eine Gruppe Schüler bei einer Mathematik-Olympiade filmisch begleitet («Beautiful Young Minds») und kam dabei auf die Idee, aus dem Stoff einen Spielfilm zu machen, dem Bühnenautor James Graham («This House») seine erzählerische Seele gab. Das Ergebnis ist ein Hohelied auf jugendliche Lebenstüchtigkeit, die mit liebenswerter Wärme jeden Musterschüler-, Wettbewerbs-, Eitelkeitswahn und andere Bestleistungs-Monstrositäten in unserer auf Erfolg getrimmten Gesellschaft ironisch konterkariert.

Nathan – mit einem Gesicht wie ein gespitzter Bleistift und den nach innen brennenden Augen – reist unter der Leitung des herrlich herumdampfwalzenden Richard (Eddie Marsan) in einer Hochbegabtengruppe nach Taiwan und lernt dort Zhang Mei (Jo Yang) kennen. Langsam, wie zwei verirrte Grashüpfer, kommen sich der Verstockte und die Burschikose näher, während unter den Hochbe-

gabten um Bestnoten zuweilen biestig gerangelte wird. Entspannt und frei von präventiver Optik wird Nathans Befreiung aus dem Eremitendasein der Zahlen hinein in die für ihn noch ziemlich kauzige Welt der Liebe zu einer warmherzigen, triumphalen Olympiade. Als Liebesfilm eine herrlich leichtfüssige, sanft ironische Rarität. ★★★★★

Weitere Premieren

A Little Chaos — Ist die Natur Chaos? Natürlich nicht im absolutistischen Universum des Sonnenkönigs Ludwig XIV. Da herrscht Ordnung wie in seiner Gesellschaftsvorstellung, und die Gärten von Versailles spiegeln das überwältigend wider. André Le Nôtre (Matthias Schoenaerts), dem historisch verbürgten Gartenarchitekten, wird die fiktive Figur Sabine De Barra (Kate Winslet) zur Seite gestellt, die eine Freilichtbühne in den Park bauen soll. Le Nôtre wählt sie aus, weil sie keine Hofschranzenbücklinge macht wie die Konkurrenz, die um den Herrscher nur herumkatzbuckelt und keinen Intrigen abgeneigt ist. Das Trauma um ihre verlorene Tochter plagt sie ebenso wie Le Nôtres Neigung zu ihr und dessen hinterhältige Gattin. Alan Rickmans zweite Regiearbeit (er spielt den Sonnenkönig) ist in der ersten Hälfte ein interessantes, kritisches Sittengemälde, versickert jedoch – wie die Erde bei Regen in den Gärten von Versailles – zunehmend in einem Melodram. ★★★★★



Intrigen willkommen: «A Little Chaos».

Fragen Sie Knorr

Die meisten Literaturverfilmungen fallen enttäuschend aus. Sind Ihnen umgekehrte Fälle bekannt, in denen der Film besser gelang als das Buch? Oder kam es gar vor, dass sich ein Buch und dessen Verfilmung ebenbürtig waren? J. Z., Zürich

Es gibt eine ganze Menge erstklassiger Filme, die besser als ihre literarischen Vorlagen sind. So hat Alfred Hitchcock etwa aus einer Erzählung von Cornell Woolrich den legendären Film «Rear Window» gemacht, aber Literatur-



The Gunman — Jim Terrier (Sean Penn), Ex-Elite-Söldner, hat zu viel auf die Birne bekommen. Der Arzt diagnostiziert darauf bei ihm Alzheimer-ähnliche Symptome und rät ihm deshalb, nicht zu viel zu denken. Die Gefahr besteht nicht. Penn, der immer mehr einem zerkratschten Kissen ähnelt, ballert sich erst durch die Demokratische Republik Kongo, dann durch Spanien. 2006 musste er



Nicht zu viel denken: Sean Penn in «Gunman».

einen kongolesischen Minister liquidieren, acht Jahre später soll er gekillt werden. Blöd. Pierre Morel («96 Hours») hat schon Liam Neeson zum Actionhelden ruiniert, jetzt droht Penn dasselbe. Die Romanvorlage stammt von Jean-Patrick Manchette (1942–1995), der zu den überschätzten Thrillerautoren der siebziger Jahre gehört. Immerhin war bei Manchette die Politik wichtig, in Morels Film ist davon kaum noch was übrig. Zwar beginnt er interessant, aber bald geht's nur noch um Geballer und Penns Geliebte. Javier Bardem hat eine hübsche Rolle, Idris Elbas («Luther») Auftritt bleibt ein Witz. ★★★★★

Avengers 2: Age of Ultron — Weltrettung in horrender Geschwindigkeit. Ein Super-Roboter läuft aus dem Ruder, und Iron Man, Thor und Co. müssen den Irrsinn stoppen. Der erste Film war ein Riesenhit (1,5 Milliarden Dollar Umsatz), der neue wird's mit Sicherheit auch. ★★★★★

Puristen zählen Woolrich nicht zur Literatur. Wo fängt die aber an? Das Kino hat sich den klassischen Kulturmedien gegenüber immer minderwertig gefühlt, weshalb es ständig zeigen will, dass es auch hochkomplizierte Literatur in den Griff bekommt (James Joyce' «Ulysses»). Ebenbürtig sind Literatur und Film dort, wo das geschriebene Wort schon immer von bewegten Bildern träumte: bei Alexandre Dumas, Charles Dickens und Co. den Erzählmatadoren des 19. Jahrhunderts.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Der Oliver-Effekt

Von Sarah Pines

Sein Haarschnitt ist eckig, seine Zähne sind, sagen wir, britisch, sein Patriotismus ist amerikanisch, sein Zynismus unübertrefflich: Seit April 2014 moderiert der aus Birmingham stammende John Oliver die Satire-Show «Last Week Tonight» des amerikanischen Senders HBO zu politischen und gesellschaftlichen Ereignissen. Scheint erst mal nichts Neues. Inzwischen aber wurde Oliver vom *Time Magazine* in die jährliche Liste der hundert einflussreichsten Menschen aufgenommen, man spricht vom «Oliver-Effekt», ja, einer Revolution im amerikanischen TV-Journalismus.



Lachen ist Denkwerkzeug: Moderator Oliver.

Nachrichten haben den langweiligen Mief der Dossensuppe, wenn es um Verordnungen oder Paragraphen geht. Kryptisch klingende Überwachungsprogramme der NSA wie Prism oder Mystic werden von Oliver witzelnd mit gleichnamigen Stripklubs in Miami verglichen und schliesslich im Kontext der obskuren Section 215, dem Recht des FBI auf Verletzung der Privatsphäre zu Sicherheitszwecken, erläutert. Ob staatliche Überwachung, Pharmazentik, Miss America, Europawahlen oder IS – gemäss der Prämisse «Wenn du Böses tun willst, stecke es in Langweiliges», entschleunigt Oliver die twitterschnelle Informationsabfolge vieler Nachrichten und widmet etwa die Hälfte jeder Sendung einer Geschichte und ihrer Kehrseite. Resultat: Erstmals wird die Entrüstung des Publikums zur Heimsuchung amerikanischer Tagespolitik und zwingt Konzerne, Gesellschaften und Gesetzgeber zur Revision eigener Beschlüsse. So zeigt Oliver, dass in gutem journalistischem Erzählen auch Lachen Denkwerkzeug sein kann.

Last Week Tonight with John Oliver: Sonntags, HBO

Teurer Prosecco, miese Stimmung

Missglückte «Celebration Party»; neues Restaurant über den Dächern; «Vorderer Sternen» im Sommer geschlossen. *Von Hildegard Schwaninger*



Vernissage: Illustrator Berthoud, Ezgi Cinar.

Galeristin **Frédérique Hutter** ist eine attraktive Frau, gut vernetzt in der Szene, «Katz Contemporary», wo sie wirkt, hat eine schöne Terrasse, wo es sich gut feiern lässt, aber ihre jüngste Veranstaltung ging ziemlich daneben. Der Business-Plan funktionierte nicht. Sie lud (tausend Einladungen wurden verschickt) zur Vernissage mit **François Berthoud**, einem Westschweizer Mode-Illustrator, der auch die Plakate für das Zürcher Opernhaus gestaltet. Das Kunst-Event war verknüpft mit Charity, ein Teil der Abendeinnahmen ging an wohltätige Institutionen. Es sollte eine Megaparty werden, mit Open End, **Frédérique Hutter** meinte, sie werde wohl bis zwei Uhr früh gehen, für Stimmung sollte DJ **Tom Elvis** besorgt sein. Der Einladung zur «Celebration Party» war ein Voucher für einen Drink beigelegt.

Man erschien also in der Galerie. **Christa de Carouge**, wie immer im schwarzen Krähen-Look, war bereits da, die Juwelierin **Beatrice Rossi** fuhr gerade mit dem Velo vor. Die Ärztin **Brida von Castelberg** und die Unternehmerin **Susanne Schroff** begrüßten die Gäste, ihr Kinderdorf Dar Boudidar in Marrakesch und die Sanni Foundation dürfen den Erlös teilen. Das Schweizer Topmodel **Patricia Schmid**, deren Porträt als Berthoud-Kunstwerk an der Wand hing, ist Botschafterin der Sanni Foundation. Sie sagte ab, da krank. **Christian Spuck**, Chef des Zürcher Balletts, hing ebenfalls als Porträt

an der Wand; Opernhaus-Intendant **Andreas Homoki** war als Gast angekündigt, hat sich aber entschuldigt. Dafür stand die Schriftstellerin **Sibylle Berg** etwas verloren herum, tippte in ihr Handy und verschwand schnell wieder.

Niemand hatte einen Drink in der Hand. Kein Drink, keine Stimmung. Für ein kleines Glas Prosecco wurden fünfzehn Franken verlangt, und da gerade die hippen Leute, die an Vernissagen herumstehen, kein Geld haben, waren viele schnell wieder weg. Dabei hatte die Festorganisatorin als Sponsor für die Ge-



Zu Gast: Christa de Carouge.

tränke Pernod Ricard Suisse gewonnen, dass sie aber für jeden Drink, den man (nach dem Gratis-Voucher-Drink) konsumieren wollte, fünfzehn Franken verlangte, war nicht der

klügste Schachzug. Die Vernissage war, kurz, langweilig. An einem von «Noon» gelieferten Büffet konnte man orientalische Spezialitäten (eben wegen Dar Boudidar) erwerben.

Irgendwann drehte der DJ voll auf, so laut, dass viele die Flucht ergriffen. Ein paar versprengte «Kunstberaterinnen» hopsten auf dem Tanzboden herum wie wild gewordene Teenager.

Im Soussol der Galerie war ein Fotostudio, wo man sich vom ausstellenden Künstler fotografieren lassen konnte; der Andrang hielt sich in Grenzen. Ein Bild kostet 4800 Franken, 500 davon gehen an die *charities*. Wie viel das Event gebracht hat, darüber hält sich Hutter bedeckt. Vielleicht erfährt man mehr am 12. Mai, wenn sie die Galerie für einen Orientierungsabend der Sanni Foundation zur Verfügung stellt.

Michel Péclard hat sein Rooftop-Restaurant im obersten Stock des Modissa-Hauses letzte Woche eröffnet – ein weiterer Meilenstein in der Erfolgsgeschichte «Gastrozene über den Dächern von Zürich». Es war einer der schönen warmen Abende, man stand auf der Terrasse, trank Champagner und riss sich um die Dumplings vom eurasischen Fusion-Food-Angebot. Eine super Party, an der sogar zwei Nationalräte teilnahmen: **Chantal Galladé** und **Hans-Peter Portmann**, die auf dem Weg vom Bahnhof einen kurzen Abstecher machten. Strassenmusiker, die Péclard vor sei-



Neueröffnung: Michel Péclard (r.), Florian Weber.

nem «Kiosk» an der Seepromenade entdeckt hatte, spielten Musik. Der Gastgeber war gerührt, als sein Sohn das Mikrofon in die Hand nahm und sang. Am nächsten Tag flog Péclard nach New York – auf der Suche nach noch mehr Inspiration für die Zürcher Gastrozene.

Der Umbau am Bellevue hat Konsequenzen: Die «Kronenhalle» bleibt geschlossen vom 4. Juli bis 31. August. Gelegenheit für fällige Umbau- und Renovationsarbeiten. Der «Vordere Sternen» bleibt von 11. Juli bis 18. August geschlossen, nötige Kanalisationsarbeiten wurden um ein Jahr vorgezogen.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Flach geheiratet

Den Schwestern Sara, 37, Vera, 35, und Marianna Giusti, 33, ist der gegenwärtige Triumphzug von flachen Frauenschuhen – den *flats* – zu verdanken. Fluch oder Segen?



Vera, Marianna und Sara und Giusti (v.l.).

Sara: In den sechziger Jahren wurde der Ballerinaschuh erfunden. Warum? Weil Frauen berufstätig wurden und in diesem Schuhwerk den befreiten Alltag besser bewerkstelligen konnten. Die Erfindung des flachen Frauenschuhs ist ein feministisches Statement, das leider viel zu lange in Vergessenheit geraten ist. Aus welchem Grund? Weil die meisten Schuhdesigner Männer sind und darum Sexiness mit Stiletto verbinden.

Vera: Unser Grossvater gründete vor bald sechzig Jahren die Schuhfabrik Attilio Giusti. Wir wuchsen im selben Haus auf. Er produzierte grundsätzlich bequeme Schuhe und hatte anscheinend unsere *nonna*, eine emanzipierte und hart arbeitende Frau, als Kundin vor Augen. Am Anfang waren die Modelle nicht sehr hübsch, das hat sein Sohn – unser Vater – in den 1980er Jahren bereits verändert. Wir Frauen interpretieren die Mode abermals auf eine andere Art; bequem und elegant oder bequem und sexy ist für uns kein Widerspruch. Und für unsere Kundinnen auch nicht: Sogar die Hollywoodstars Jessica Alba und Naomi Watts tragen unsere Kreationen.

Marianna: Bereits im 16. Jahrhundert galten hohe Absätze als Statussymbol. Weil der Wasserpegel in Venedig immer wieder bedenklich

hoch stand, trugen die Frauen Schuhe mit Plateausohlen, und weil die Sturzgefahr gross war, mussten sich die Damen der feinen Gesellschaft von einem Diener begleiten lassen. Absurd, nicht wahr? Heute fühlen sich Frauen auch in flachen Schuhen schön, elegant und kraftvoll. Sogenannte *flats* vermitteln Unabhängigkeit und einen kosmopolitischen Touch. Ob flache Schuhe den Männern gefallen? Damit befassen wir uns nicht.

Vera: Schnürschuhe und Loafer liegen im Trend. Wir bringen in dieser Saison Spitze mit Jeansstoff und Korksohlen zusammen. Lackleder bleibt unser wichtigstes Material. Man kann darin den ganzen Tag verbringen: morgens ins Büro gehen, abends ins Restaurant oder in die Bar. Immer elegant und passend angezogen. Und ja: Unsere flachen Schuhe eignen sich hervorragend für den Hochzeitstag. Wir haben alle drei flach geheiratet. Warum? Weil wir kein einziges Paar Schuhe mit hohen Absätzen besitzen.

Sara: Ich war noch nie in Versuchung, Schuhe mit hohen Absätzen zu kaufen oder zu kreieren. Wir sind unsere eigenen Kundinnen, wir wissen, wie es ist, Arbeit und Familie zu managen, und stehen mit beiden Beinen stabil im Leben. Der perfekte Hochzeitsschuh ist eine juwelenbesetzte Römersandalette, die also den nackten Fuss zeigt. Grundsätzlich umschreiben wir den idealen flachen Schuh so: Er sollte das Praktische mit einer endlosen und beinahe kindlich wirkenden Eleganz verbinden. Für die asiatische Kundschaft, die mit dem Schuhwerk gerne ein paar Zentimeter gewinnen möchte, bauen wir kleine Plateaus ein. Es ist der einzige Kompromiss, den wir machen.

Marianna: Auch eine kleingewachsene Braut muss am Hochzeitstag keine hohen Absätze tragen. Sie sollte ein trapezförmiges kurzes Kleid im Stil der sechziger Jahre wählen und dazu ebenfalls zehenfreie Juwelensandalen. Damit gewinnt sie nicht an Höhe, dafür an Selbstsicherheit und Stil.

www.agl.com

Protokoll: Franziska K. Müller

Mondschein

Von Andreas Thiel —
Mond = Politik;
Sonne = Volk.



Simonetta: Immer dreht sich alles nur um die Sonne.

Eveline: Und das jetzt auch schon ein paar Jahrhunderte lang.

Doris: So kann das nicht weitergehen.

Simonetta: Es wird Zeit, dass sich das wieder mal ändert.

Eveline: Wir sollten wieder anfangen, selber zu bestimmen, worum sich alles dreht.

Doris: Wer käme denn als Zentralgestirn noch in Frage?

Simonetta: Der Mond.

Eveline: Ja, der Mond ist völlig unterbewertet. Dabei bewegt er die Weltmeere.

Doris: Er ist der Herr über Gezeiten und sollte somit gerechterweise auch Herr über die Zeit sein und nicht diese verstrahlte Sonne.

Simonetta: Von allen Himmelskörpern steht uns der Mond am nächsten.

Doris: Die Sonne ist doch schon sehr weit weg vom Menschen.

Simonetta: War denn überhaupt schon mal ein Mensch auf der Sonne?

Doris: Wir sollten damit aufhören, uns nach diesem alles blendenden Stern zu richten.

Eveline: Auch ist der Mond von der Beschaffenheit her der Erde weit ähnlicher als die Sonne.

Simonetta: Der Mond ist ein naheliegendes und greifbares Zentralgestirn.

Doris: Was beten wir also die Sonne an?

Eveline: Das milde Mondlicht genügt doch vollauf.

Doris: Leider wird der Mond oft von der Sonne überstrahlt.

Eveline: Man darf die Sonne halt nicht einfach strahlen lassen, wie sie will.

Simonetta: Wir sollten uns Gedanken darüber machen, wie wir der Sonnenstrahlung Herr werden können.

Doris: Wie wäre es mit einer Lenkungsabgabe?

Eveline: Oder einer Leuchtkraftregulierung?

Simonetta: Oder einer Erhöhung der Mehrwertsteuer?

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Doppelagent

Von Peter Rüedi



Nach dem Star (einem der Shootingstars, genauer) schwenken wir die Kamera auf den ersten Verfolger. Sozusagen, denn klare Ranglisten sind bei der erfreulichen Materie Wein im Gegensatz zur Tour de France naturgemäss ein Unfug. Im Bekanntheitsgrad allerdings ist Fred Loimer (*Weltwoche* Nr. 15/15) seinem Kollegen Rainer Wess eine Nasenlänge voraus. Noch. Wess, 1968 in Bad Fischau in eine Familie geboren, die nichts mit Weinbau zu tun hatte, ist ein «Aussenseiter» (Stuart Pigott). Nach seiner Ausbildung in Klosterneuburg und anschliessenden Lehr- und Wanderjahren im Ausland war er bis 2003 Kellermeister der Freien Weingärtner Wachau, einer Genossenschaft mit bemerkenswertem Qualitätsniveau. Nach eigenem Beginn in Unterloiben in der Wachau hat er heute seinen Sitz in der Frechau bei Krems, wo er einen historischen Klosterkeller erwerben und modernisieren konnte. Er baut Reben auf acht Hektaren eigener Pacht an und kauft Trauben aus sieben weiteren dazu, und zwar gewissermassen im Spagat zwischen der Wachau und dem Kremstal. Das scheint, von der Schweiz aus gesehen, leichter, als es vor Ort ist: nämlich etwa so, wie wenn ein Winzer gleichzeitig Rebberge im Wallis und im Lavaux bewirtschaften würde. All dies betreibt Wess mit grosser Umsicht und grossem Erfolg, am Kremstaler Pfaffenberg ebenso wie am Loibenberg in der Wachau. Sein Grüner Veltliner und sein Riesling (auf die beiden konzentriert er sich) sind hier wie dort immer auf Klarheit, Eleganz und Terroirtypizität aus. Klasse, beidseits der Appellationsgrenze, locker auf dem Niveau der grössten Meister hier wie dort. Den Riesling Pfaffenberg, Erste Lage ÖTW, 2013 zählt Stephan Reinhardt, der neue Österreich-Spezialist von Parkers *Wine Advocate*, mit 93/100 Punkten zu «Österreichs allerbesten Rieslingen», und der vom Loibenberg, von einer der «grossen Lagen» im Osten der Wachau, steht ihm nicht nach. Etwas voller, eine Spur lasziver in der reifen Riesling-Frucht (Pfirsich, Melone, Grapefruit), aber dennoch von vibrierender Lebendigkeit. Kein Power-Wein. Aber einer mit langer Lebenserwartung.

Rainer Wess: Riesling Loibenberg Wachau 2013.
13%. Riegger, Birrhard. Fr. 23.80. www.riegger.ch

Am Ende der Welt

Der Schwede Magnus Nilsson pflegt nahe am Polarkreis eine aufregende Küche. Kürzlich besuchte er die Schweiz. Von David Schnapp



Was die karge Natur seiner Heimat hergibt: Magnus Nilsson.

Will man über eines der aufregendsten Restaurants der Welt berichten, das leider an deren einem Ende liegt, gibt es bloss zwei Möglichkeiten: erstens, Reise zum Restaurant; zweitens, das Restaurant reist an. Das «Fäviken Magasinet» liegt nahe am Polarkreis in der schwedischen Wildnis, nicht eben am Weg also. Der 31-jährige Magnus Nilsson, verheiratet, drei Kinder, ist der Erfinder und Kopf des «Fäviken». Essen ist für ihn Ausdruck kulturellen Bewusstseins: «Die Art, wie wir essen, kochen und teilen, ist ein wunderbarer Ausdruck unserer Kultur», schreibt Nilsson in einem humorvollen Artikel für das schwedische Food-Magazin *Fool*.

Nilsson hat in den Pariser Sterne-Restaurants «L'Arpège» und «Astrance» gearbeitet, ist Sommelier und gehört zu den Vorreitern der neuen nordischen Küche, deren lautester Trommler der Däne René Redzepi ist. Nilsson verarbeitet fast ausschliesslich, was die karge Natur seiner Heimat hergibt, und weil die im Winter nichts hergibt, wird eingemacht und eingegraben, wofür neben dem Restaurant ein Erdkeller steht. «Es gibt nur unser kleines Universum», sagt Nilsson, «und es ist grenzenlos.»

Hungrig auf mehr

Leider lag die Provinz Jämtland bisher nicht auf meiner Reiseroute, aber zurzeit ist das «Fäviken» sowieso geschlossen, und Nilsson

fand Zeit, auf Einladung des Küchengeräteherstellers Electrolux und der Schweizer Kulinarikzeitschrift *Marmite* nach Zürich zu fliegen. Nun ist es ein offensichtlicher Widerspruch, eine streng regionale Küche an einem völlig anderen Ort zu reproduzieren. Der gutgelaunte Magnus Nilsson weiss das natürlich. Es gehe ihm darum, ein Verständnis für seine Idee vom Kochen und Essen zu vermitteln. Dann klatscht er laut in die Hände und fordert die Gäste auf, einen ersten Snack, Leinsamen-Cracker mit Miesmuschelmayonnaise, zu probieren. Wer bei Nilsson isst, schlägt nicht die Speisekarte auf und bestellt, wonach er Lust hat. Man isst, was auf den Tisch kommt, und Nilsson leitet einen an. Die saftige gedämpfte Königskrabbe etwa solle man nicht essen, ohne sie in die gebrannte, mit Herbstlaub aromatisierte süssliche Creme zu dippen.

Nach einigen Snacks und fünf übersichtlichen, eigenwillig wohlschmeckenden Gängen (grossartig: die über Wacholder geräucher- te riesige Jakobsmuschel im eigenen Saft) bin ich nicht ganz satt, habe aber Appetit auf mehr. Nilssons Kochkunst werde ich dort erleben müssen, wo sie zu Hause ist: am einen Ende der Welt.

Fäviken Magasinet, Fäviken 216, 83005 Järpen (SE)
www.favikenmagasinet.se. Tel. +46 647 401 77.
Geschlossen bis Ende Juni, ausserdem immer sonntags und montags.



Auto

Es ist ein Golf

Keine Angst vor der Reichweitenanzeige: Der E-Golf ist ein (fast) ganz normales Fahrzeug. Von David Schnapp

Mit der Reichweite ist es so eine Sache. Sie list eine Diva, die sich ziert und will, dass man sie permanent anschaut. Die Reichweite ist eines der grossen Themen bei Autos mit Elektroantrieb. Ich fuhr mit dem neuen E-Golf vom Flughafen nach Hause. Dort angekommen, waren gemäss Anzeige noch 148 Kilometer übrig. Am nächsten Tag hatte ich plötzlich wieder 157 Kilometer zur Verfügung und fuhr eine Strecke von 28 Kilometern. Am Ende hatte ich noch 117 Kilometer Reichweite. Die Rechnung ist schnell gemacht, 157 minus 28 gibt 129 – wo waren also die übrigen 12 Kilometer hingekommen?

Ich hatte die Klimaanlage ausgeschaltet, beschleunigte nicht besonders ambitioniert und fuhr auf der Autobahn nicht schneller als 110 km/h. Aber eben, die Reichweite, diese Diva, macht, was sie will. Es gibt nur eine Lösung: Man sollte sie nicht permanent anstarren. Denn die rund 190 Kilometer, die man mit dem E-Golf elektrisch und emissionsfrei zurücklegen kann, reichen für fast alles, was man im Alltag so erledigen muss. Denn, ganz ehrlich, wer fährt schon an einem ganz normalen Tag und regelmässig von St. Gallen nach Lausanne (etwas mehr als 300 Kilometer) oder so?

Etwas Besonderes

Hier blenden wir kurz etwas Statistik ein: In der Studie «Pendlermobilität in der Schweiz 2011» heisst es: Neun von zehn Erwerbstätigen (rund 3,7 Millionen Menschen) in der Schweiz waren 2011 Pendler. Sie legen pro Arbeitsweg durchschnittlich 14,2 Kilometer zurück, und 53 Prozent benutzen dafür das Auto. Das sind möglicherweise schlechte Nachrichten vom Bundesamt für Statistik, wenn man glühender Anhänger des öffentlichen Verkehrs ist. Für

Leute mit einem Elektroauto ist es eine gute Nachricht. Sie bedeutet, dass man – statistisch gesehen – keine Angst zu haben braucht, unterwegs mit leeren Batterien stehenzubleiben.

Ein Elektroauto wie der E-Golf hat einige schwer zu schlagende Vorteile. Der Antrieb ist geräuschlos, kraftvoll und elegant. Es gibt keinen komplizierten Motor, kein aufwendiges Getriebe, der Wagen braucht kein Öl, und das Anschliessen an eine ganz normale Steckdose ist so einfach, wie in der Küche ein Glas mit Wasser zu füllen. Man muss sich nie mehr an einer Tankstelle die Hände schmutzig machen.

Der E-Golf ist ein vollwertiges, gut gemachtes und gut ausgestattetes Auto – ein Golf halt. Das ist gleichzeitig sein grösster Vor- und sein (kaum) sichtbarer Nachteil. Wer nicht sehr genau hinschaut, wird zwischen einem Verbrennungsmotor-Golf und dem Elektromotor-Golf kaum einen Unterschied erkennen. Wer aber mit Strom statt mit Benzin fährt, gehört immer noch zu einer besonderen Gruppe von Autofahrern. Und dass man etwas Besonderes ist, sollte man doch auf den ersten Blick erkennen können.

Andererseits: Wenn irgendwann Elektroautos auf den Strassen ganz normal sind, dann ist der E-Golf schon bereit. Er sieht heute schon aus wie ein ganz gewöhnliches Auto, obwohl er eigentlich schon etwas Besonderes ist.

VW E-Golf

Leistung: 115 PS / 270 Nm, elektrisch
Höchstgeschwindigkeit: 140 km/h
Preis: Fr. 40 550.–; Testwagen: Fr. 48 430.–





«Immer ein Dilemma»: Kurator Seelig, 50.

MvH trifft

Thomas Seelig

Von Mark van Huisseling — Wann ist ein Foto ein Schnapsschuss, wann Kunst? Weiss es der Direktor des Fotomuseums Winterthur?

Sie sind Co-Direktor und Kurator des Fotomuseums Winterthur – was macht ein Kurator? – «Ein Kurator formt das Programm des Museums, ob das Ausstellungen sind, ob das die Sammlung ist, ob das Veranstaltungen sind. Im Grunde wird die Identität des Museums vom Kurator mitbestimmt.» – «Wenn Sie Sammler fragen, ob Sie ein Bild bekommen für eine Ausstellung – antworten die dann: «Ja, gern?» – «Ja, im Grunde haben wir schon eine ganz gute Reputation, auch im Ausland. Seit 1993 war das so, dass wir immer international ausgerichtet waren, und das heisst: Man kennt uns. Wenn nichts Logistisches dazwischenliegt, haben wir meistens positive Rückmeldungen.» – «Sie sind Co-Direktor – lässt sich Verantwortung teilen?» – «Nein, es ist so, dass Duncan Forbes und ich uns das Programm teilen. Und dann gibt's Felder, wie in jedem Betrieb, die aufgeteilt sind. Bei der Grösse, die wir haben, müssen wir die aufteilen.»

Thomas Seelig, 50, geboren in Köln, hat in Bielefeld Fotografie studiert und in Maastricht die Kuratorenausbildung gemacht. Das von ihm mitgeleitete Fotomuseum Winterthur – gegründet 1993 – «widmet sich der Fotografie als Kunst und als Dokument und Gestalterin von Wirklichkeiten», steht bei Wikipedia (kein einfacher Satz, doch er geht auf). Die Mittel für den Museumsbetrieb kommen zur Mehrheit von der Fotostiftung Schweiz respektive einem Verein mit 2500 Mitgliedern sowie von Sponsoren. In der Sammlung gibt es 4000 Bilder, viele davon kann man auf der Museums-Website anschauen. Seelig arbeitet seit 2003 für das Fotomuseum, er wohnt in Winterthur.

«Was reizt Sie an der jungen Kunstrichtung Fotografie?» – «So jung ist sie nun auch nicht mehr – 175 Jahre alt letztes Jahr.» – «So genau weiss man das?» – «Damals wurde das technische Medium Fotografie erfunden. Und dann sofort auch künstlerisch hinterfragt: Was kann

das Medium? Und das hat sich eigentlich nie ausgewachsen. Die Fotografie hat sich, mal technisch, mal als soziales Wesen sozusagen, weiterentwickelt. Und sie verändert sich immer.» – «Schneller als andere Kunstrichtungen?» – «Ich weiss gar nicht – bei Malerei oder Skulptur oder Performancekunst tut sich ja auch was. Ich glaube, dass Fotografie im künstlerischen Kontext oft die Technik im Nacken spürt. Die Technik gibt die Möglichkeiten vor.» – «Die Technik schafft auch Probleme: Wie stellt ein Museum oder Sammler sicher, dass ein Foto ein Einzelstück ist oder eines aus einer limitierten Auflage, wenn von digitalisierten Bildern leicht weitere Exemplare hergestellt werden können?» – «Die Limitierung hat geholfen, eine Sammlerschaft davon zu überzeugen, dass Fotografie im künstlerischen Kontext etwas wert ist. Am Anfang der Editierungsgeschichte in der Fotografie gab's relativ hohe Auflagen, dann wurden sie ziemlich klein, und die Preise gingen hoch. Heute sind die Auflagen wieder höher – und die Preise steigen dennoch.»

«Die plumpste Form von Kunstkritik ist: «Das könnt ich auch.» Weshalb ist das falsch?» – «Ich würd sagen, a) weil er [der, der das sagt] es nicht macht und b) weil er es nicht behauptet.» – «a) versteh ich. Erklären Sie bitte b).» – «Ein Bild an sich ist schnell gemacht. Aber es als künstlerisches Werk in die Welt zu stellen, heisst, eine Behauptung aufzustellen. Das ist, glaube ich, die grosse Leistung: dass die einen ein Bild machen und im privaten Bereich nutzen und bei anderen – wenn ich an [Wolfgang] Tillmans oder [Jurgen] Teller denke – dies auch vertreten wird [dass ihre Bilder Kunst sind], obwohl sie genauso gut im Privatalbum Platz finden könnten.» – «Künstler und Galeristen behaupten: «Das ist Kunst.» Und Leute wie Sie hinterfragen und kritisieren diese Behauptung, oder?» – «Na ja, wir stellen natürlich auch Werke aus, bei denen man fragt: «Ist das Kunst oder Fotografie?» Historisch gesehen ist das immer ein Dilemma – gehörst du zur Kunst- oder zur Fotografiesparte? Diese Definition ist uns nicht so wichtig, da wir in unserem Programm eigentlich die ganze Bandbreite zeigen wollen. Das ist für mich eine äussere Definition.» – «Werke eines Fotografen sind günstiger als Werke eines Künstlers.» – «Da würd ich widersprechen. Die [Künstler] mit den höheren Preisen sind ganz, ganz wenige. Fotografen, die ihr tägliches Brot mit Fotografie verdienen, haben höhere Tagessätze.»

«Werben Sie für Ihr Museum – weshalb sollen sich Leser Ihre aktuelle Ausstellung ansehen?» – «Unsere neue Ausstellung «Situations» findet physisch statt, also im Raum, hat aber auch sozusagen ein zweites Leben im Internet.»

Sein liebstes Restaurant: «Das hab ich aber gesehen, dass ich ein Lieblingsrestaurant brauche.»
Restaurant «Akazie», Stadthausstrasse 10, Winterthur, Telefon 052 212 17 17

1		2		3	4		5	6		7		8	9	10
				11								12		
13	14		15				16		17		18			
19						20								
			21								22			
23		24						25						
26					27						28		29	
30				31				32		33				
34				35				36				37		38
39								40					41	
				42						43				
	44							45				46		

Lösungswort — Je voller desto wertvoller

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Italienische Dynastie: mächtig, teils päpstlich und königlich. 5 Wenn uns etwas fehlt, kommt sie hilfreich zum Einsatz. 11 Indien, und was man davon in der Antike kannte. 12 Das Meer, von Lissabonausgesehen. 13 Er bringt einen in ungeahnte Höhen und lässt einen später hart landen. 16 Arbeitsstunk wie Abschiedstrunk. 19 Macht, für die staatliche Sicherheit gedacht. 20 Mit ihr ist das Ziel einfach erreichbar. 21 Alternativ formuliertes Bekenntnis. 22 Gewisse Leute - aus Sicht der Jungen. 23 Solche Spielzeuge erfreuen Kinder. 25 Sie bringt Farbe in den Verkehr. 26 Der Zeitraum lässt viel Raum auch für grosse Ereignisse. 27 Klebrige Flüssigkeit, gleich mehrfach. 28 Für Schweizer ein Trumpf, wenn man es hat. 30 Rückstände, wie sie Bauern gut kennen. 32 Uit, lecker aber nur mit Vorderteil essbar. 34 Der "Train jaune" begleitet sie bis Perpignan. 35 Vorspringen und Gefährvolles hinter sich bringen. 39 Kapern - ein Synonym, nicht nach unserem Geschmack. 40 Pique Dame: bei Tschairowski deren Grossmutter. 41 Oh Gott!, mögen Ägypter beim Anblick des Panthers einst gerufen haben. 42 Ein King, doch mehr Monster als König. 43 Ort und Art der Begrüssung: dort und damit. 44 Sauer kommt es auf den Tisch, oft wächst es wild. 45 Federvieh: Wächter und Schimpfwort. 46 Das Präfix ruft das Gegenteil hervor.

Senkrecht — 1 In Portugal etwa die längenmässige Entsprechung der Reuss. 2 Ginger Baker liebt dieses Tun. 3 "Reden lernt man durch reden", so der römische Politiker einst. 4 Muss ein Besitzer sein, wenn darauf ein Aber folgt. 5 Auf dem ... kann man auch gut ... spielen. 6 Was nun: heraus oder hinaus? 7 Peter und seine Reggae-Lieder. 8 Glasfluss - klingt nach Märchen, sieht teils so aus. 9 Von jemandem, der so geartet ist, erwartet man keine Aggressionen. 10 Massenhaft Land inklusive Länder. 14 Aufrüstung nach Art von Bauarbeitern. 15 Ein Verhältnis, nicht platonisch sondern geometrisch. 17 Ist Hans was Heiri, ob bewältigt oder das Handtuch werfen. 18 Zu finden auf der Weide wie an Gewässern. 20 Es gibt buchstäblich Auskunft über die Art und Weise. 23 Ungeniert gesagt: Bei Männern zeugen sie von Erregung. 24 Wen sie lieben, wusste Oscar Wilde, den lassen sie jung werden. 25 Wo die Sonne im Winter in der Leventina lange nicht hinscheint. 27 Bei solcher Situation auf dem Meer muss Hilfe her. 29 Ob nur die ... fähig sind zu ... ? 31 Mit Umlaut wären es türkische Volkslieder. 33 Zwischen Stanserhorn und Buochserhorn, aber nicht auf gleicher Höhe. 36 Schloss und Ort mit gleichem Namen, dort bei Winterthur. 37 Auch das gibt es: Haare mit fehlendem Zentrum. 38 Er wie es, das verformbare Verbindungselement.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 414

	A	M	B	L	E	R	T		O	M	A	H	A
Z	I	E	L	E		O	P	U	S		F	E	L
A	N	T	U	N		M	U	R	T		E	N	S
H		S	E	I	D	E	L	B	A	S	T		H
N	O	U	S		R		M	O	N	T	A	G	N
K		G	E	R	O		D	E	L	E	N		
A	U	S	T	R	I	A		G	E	N	I	E	N
L	O	R	E		C	H	E	R		T	I	M	E
F	A	N	A	T	I	K	E	R		P	A	C	O
O	R	D	N	E	N		U	N	F	A	E	H	I
U		E	C	L	A	I	R		A	S	T	E	R
R	U	N	E		N		E	I	N	S		N	E

Waagrecht — 1 (Eric) AMBLER (engl. Schriftsteller, Buchtitel: "Der Levantiner") 7 OMAHA 12 ZIELE 13 OPUS 16 ELAL (El Al, israel. Fluggesellschaft, bedeutet "nach oben, zu Gott hin") 17 ANTUN 23 NOUS (franz. f. wir; philos.: göttliche Weltvernunft) 25 MONTAGNA (= it. Gebirge) 27 GERO (-kreuz) 29 DELLEN 30 AUSTRIA (symb. Staatsgestalt) 33 GENIE 34 (Güter-) LORE 35 CHER (franz. f. teuer) 37 TIME (engl. für Zeit) 39 FANATIKER 41 PACO (de Lucía) 42 ORDNER 43 UNFAEHIG 45 ECLAIR 46 ASTER 47 RUNE 48 EINS 49 NED (Washington: Liedtexter)

Senkrecht — 1 AIN (Fluss) 2 METSU (Mutes) 3 BLUES 4 LENI (Riefenstahl) 5 ROME (engl. f. Rom) 6 TURBO (-motor, Schneckengattung) 8 MENTALITAET 9 ALS (bei Ungleichheit nach Komparativ) 10 HAEHNE 11 ALEMANNE 12 ZAHN 14 PULMO 15 STANDER 19 ESTEN 21 DREI 24 OKULAR 26 GLEICHEN 27 GRETTEL 28 RACK (-et) 31 SONDEN 32 TRANCE 33 GERN 36 HEURE (= franz. Stunde) 38 MOIRE 39 (Du-) FOUR 40 INAN (= nichtig in der atomistischen Philosophie) 41 PASS 44 FAN

Lösungswort — ENGLAENDERIN

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

OYSTER PERPETUAL YACHT-MASTER II



ROLEX



BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel +41 (0)43 344 63 63
beyer-ch.com